

Frankfurter Allgemeine

magazin

JUNI 2017

**DOCUMENTA
ANTE
PORTIKUS**

**SOFIA COPPOLA
ÜBER FILM
UND FAMILIE**

**MIT DEM
FAHRRAD
NACH TEHERAN**





www.chanel.com - CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801-24 26 35 (3,9 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).

CHANEL



SITZSYSTEM FREEMAN | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56

Minotti M Ü N C H E N BY EGETE MEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.

PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STÖLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STÖLLENWERK@WEB.DE

PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

Minotti
MINOTTI.COM

IST DAS KUNST?

Ich denke, ach was, wie das schon wieder klingt. Also: Ich glaube, man sollte das mit der Kunst einfach nicht so hoch hängen. Es ist wunderbar, wenn an diesem Samstag die Documenta in Kassel beginnt und auch die Skulptur Projekte Münster – nachdem die Kunstwelt im Frühjahr schon zur Biennale in Venedig war und zur Prä-Documenta in Athen. Aber der didaktische Ton der Exegeten hält ebenso sehr vom unvoreingenommenen Besuch ab wie die Wortschulderei des Tourismusmarketings, das uns zum „Kunstgenuss“ überreden will. Nein, nein, nein. Am besten setzt man sich mit Kind und Kegel in den Zug, fährt hin, spaziert herum und schaut mal hier und mal dort. Denn wenn man ganz genau hinsieht, wird in einem solchen Kunstsommer einfach alles zur Kunst. Ich illustriere das mal am Beispiel der Luftpumpe auf dieser Seite. Gleich mehrere Kollegen fragten vor Andruck: Was ist das denn? Ganz einfach: Bei näherem Hinsehen ist es eine Anspielung auf die größte und schönste Geschichte in diesem Heft, eine epische Radtour nach Teheran, auf der Schweiß und Tränen flossen – und immer wieder die Reifen aufgepumpt werden mussten. Beim erweiterten Blick ist das aber natürlich auch ein Instrument, das Bedeutung auf diese Seite pumpt, die sonst nur schwarz und weiß wäre. In metatheoretischer, kapitalismuskritischer, spätfeministischer und poststrukturalistischer Perspektive könnte man diese Installation aber auch dafür in Anspruch nehmen, dass sie die phallogozentrische westliche Kultur mit ihrem marktgängig bunten Erscheinungsbild und dem hohen Binnendruck so lange hinterfragt, bis die letzte Luft entwichen ist. Alles ist Kunst, wenn man nur richtig darauf schaut. Lesen Sie bitte so auch dieses Heft. Outdoor ist eigentlich das Motto für den Juni. Da passen die fünf Künstler der Documenta, die wir in diesem Heft präsentieren, gut ins Bild, weil auch sie uns draußen in Bewegung halten. Und weil wir gedanklich in der Documenta-Stadt waren, hat sich das Team, das unsere Modestrecke produzierte, durch die Eiscafé in Kassel probiert. Hatte ich gesagt, wir wollten das mit der Kunst nicht so hoch hängen? Wir müssen, das glaube ich zumindest, bei den Künsten der Gelatieri eine Ausnahme machen. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Holger Appel, Christian Aust, Christoph Borgans,
Dr. Rose-Maria Gropp, David Klauert, Freddy Langer,
Johannes Leithäuser, Dr. Niklas Maak, Katharina
Müller-Güldenmeister, Marie Nasemann, Kolja Reichert,
Brita Sachs, Peter-Philipp Schmitt, Dr. Stefanie Schütte,
Bernd Steinke, Jörg Thomann, Jennifer Wiebking,
Dr. Lukas Weber, Maria Wiesner

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(Gleichzeitige ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierrh

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

DOLCE & GABBANA
#DGCAPRI

INTRODUCING TIFFANY CITY HARDWEAR

LADY GAGA
SOME STYLE IS LEGENDARY

TIFFANY & Co.

NEW YORK SINCE 1837

BERLIN DÜSSELDORF FRANKFURT AM MAIN GENF HAMBURG MÜNCHEN STUTTGART WIEN ZÜRICH | TIFFANY.COM



CHRISTOPH BORGANS hat Islamwissenschaft studiert, per Anhalter Orient und Balkan bereist und in einer Citroën-Ente Afrika durchquert – mit einem Fahrrad aber war er nie weiter als 40 Kilometer gefahren. Dass er nun von Frankfurt nach Teheran geradelt ist, liegt an seiner Freundin **KATHARINA MÜLLER-GÜLDEMEISTER**, die schon einen Berliner Winter lang als Fahrradkurierin gearbeitet hat. Was die beiden erfuhren: Seite 26.



ALISSA DOVGUCIC studiert Soziologie und Philosophie in Frankfurt und hat gleich zwei Nebenjobs. Die Dreiundzwanzigjährige arbeitet als Model sowie im besten Süßwarenladen der Stadt, bei Bitter & Zart. Für unsere Modestrecke „Gelateria Kassel“ in der Documenta-Stadt war sie also prädestiniert: Sie posierte und probierte. Ihr Sieger: der Erdbeer-Sahne-Eisbecher in der „Boutique del Gelato“.

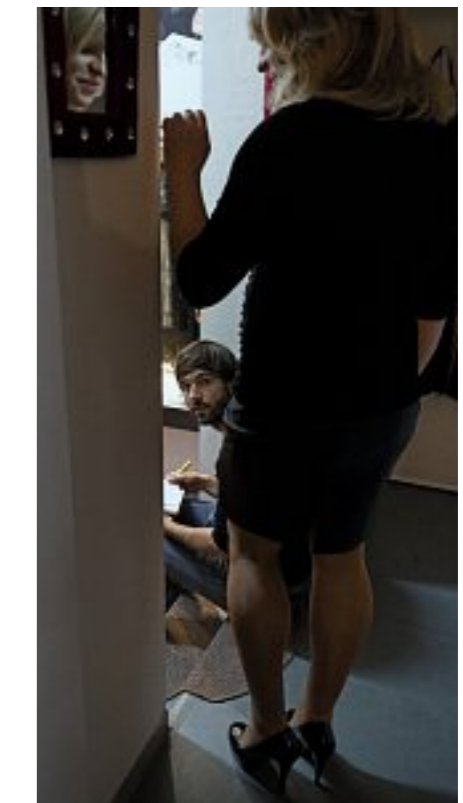
Lernen Sie Alissa Dovgucic auf Instagram kennen – von diesem Wochenende an unter @fazmagazin



JOHANNES LEITHÄUSER hat trotz Wehrdienst bei der Marine Zweifel daran, dass Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liegt (wie das einst Kaiser Wilhelm II. behauptete). Der Korrespondent dieser Zeitung in Berlin erfährt auf den Gewässern der Hauptstadt aber die Gegenwart. Um Seen und Flüsse nicht nur vom Ufer aus bestaunen zu können, kaufte er sich ein Faltboot und stach in den Wannsee. (Seite 62)

MITARBEITER

DAVID KLAUBERT reist für sein Leben gern – privat und als Redakteur dieser Zeitung im Ressort „Deutschland und die Welt“. Dass ihn sein Entdeckerdrang nicht immer gleich bis nach Vietnam tragen muss (Seite 60), merkte er bei seinen Recherchen über Transvestiten (Seite 56). Er traf Männer, die sich schminken lassen, Perücken und Röcke tragen und sich eine Auszeit vom Mannsein nehmen wollen. In langen Gesprächen lernte unser Autor einen ihm fremden Kosmos kennen – im „Transnormal“ in Frankfurt, gleich um die Ecke. Für so manche neue Erfahrung muss man gar nicht weit reisen.



MARIE NASEMANN hatte gerade Abitur gemacht, da stand sie 2009 durch „Germany’s Next Topmodel“ plötzlich in der Öffentlichkeit. Die Achtundzwanzigjährige wuchs in München auf, legte einen Zwischenstopp in Hamburg für die Schauspielschule ein und lebt jetzt in Berlin. Sie ist vielseitig interessiert, dreht, spielt Theater an der Volksbühne und am Deutschen Schauspielhaus und ist Markenbotschafterin für eine Naturkosmetik-Firma. Ihre fast 50.000 Abonnenten auf Instagram und die Leser ihres Blogs „fairknallt“ kennen sie als Fachfrau für faire und nachhaltige Mode und Naturkosmetik. Für uns stellt sie einige ihrer Lieblingsprodukte vor.



GUCCI



ZUM TITEL
Das Documenta-Kunstwerk „The Parthenon of Books“ der argentinischen Künstlerin Marta Minujin hat Daniel Pilar am 24. Mai in Kassel fotografiert.



Ab ins Körbchen: Wo lässt sich der Sommer besser verbringen als im Strandkorb? Wir zeigen fünf einladende Modelle (Seite 20) für Meer und mehr.



Die Zeit läuft ab: Wir halten das Eis in der Documenta-Stadt Kassel im Bild fest (Seite 34) – unter anderem mit der Uhr von Ferragamo am Handgelenk.

- 15 KARL LAGERFELD
- 18 NORA GOMRINGER
- 22 WOLF SCHNEIDER
- 52 OLE SCHEEREN
- 66 ARVED FUCHS

BEZEUGEN Wie die Fotografin Barbara Klemm die Documenta vor 20 Jahren sah. *Seite 13*

BEWEGEN Sport-Bikinis sind perfekt zum Schwimmen – oder auch nur zum Rumliegen. *Seite 16*

BEDECKEN Freddy Langer wurde mit Schlafbrillen-Bildern bekannt. Jetzt sieht er noch mehr. *Seite 19*

BEFINDEN Hygge war gestern: Das neue Lifestyle-Konzept heißt Lagom. *Seite 50*

BEHARKEN Mit diesen sieben Gartengeräten bleibt alles im grünen Bereich. *Seite 59*

BESUCHEN Die vietnamesische Hauptstadt Hanoi ist bunt, laut, wild und intensiv. *Seite 60*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 8. Juli bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Ganz besonderer Blick: Die amerikanische Regisseurin Sofia Coppola erzählt im Interview über ihren neuen Film „Die Verführten“ (Seite 46). In Cannes hat sie ihn schon vorgestellt – mit den Darstellerinnen Nicole Kidman (links) und Kirsten Dunst.



Wir müssen reden: Paul McCartney wird schon 75 Jahre alt. Höchste Zeit, ihm um Entschuldigung zu bitten (Seite 48) für Fehleinschätzungen in alten Beatles-Berichten.



poltronafrau.com

Italian Masterpieces

ARCHIBALD ARMCHAIR, DESIGNED BY J.M. MASSAUD.
SALA DEL THE, PALAZZO COLONNA, ROMA.



Aachen - Mathes Büchel 29-31

Berlin - Poltrona Frau Berlin im Stilwerk Kantstrasse 17

Gmund Am Tegernsee - StudioX Münchner Straße 140

Hamburg - Clic Inneneinrichtung Grosse Elbstrasse 68

Hamburg - Einrichtungshaus Bornhold Alsterufer 1

Hanau - Meiser Home of Living Ludwigstrasse 71

Kempfen - Renkes Möbel - Peschweg 1

Mainz - Möbelhandel Jung Holzstrasse 32

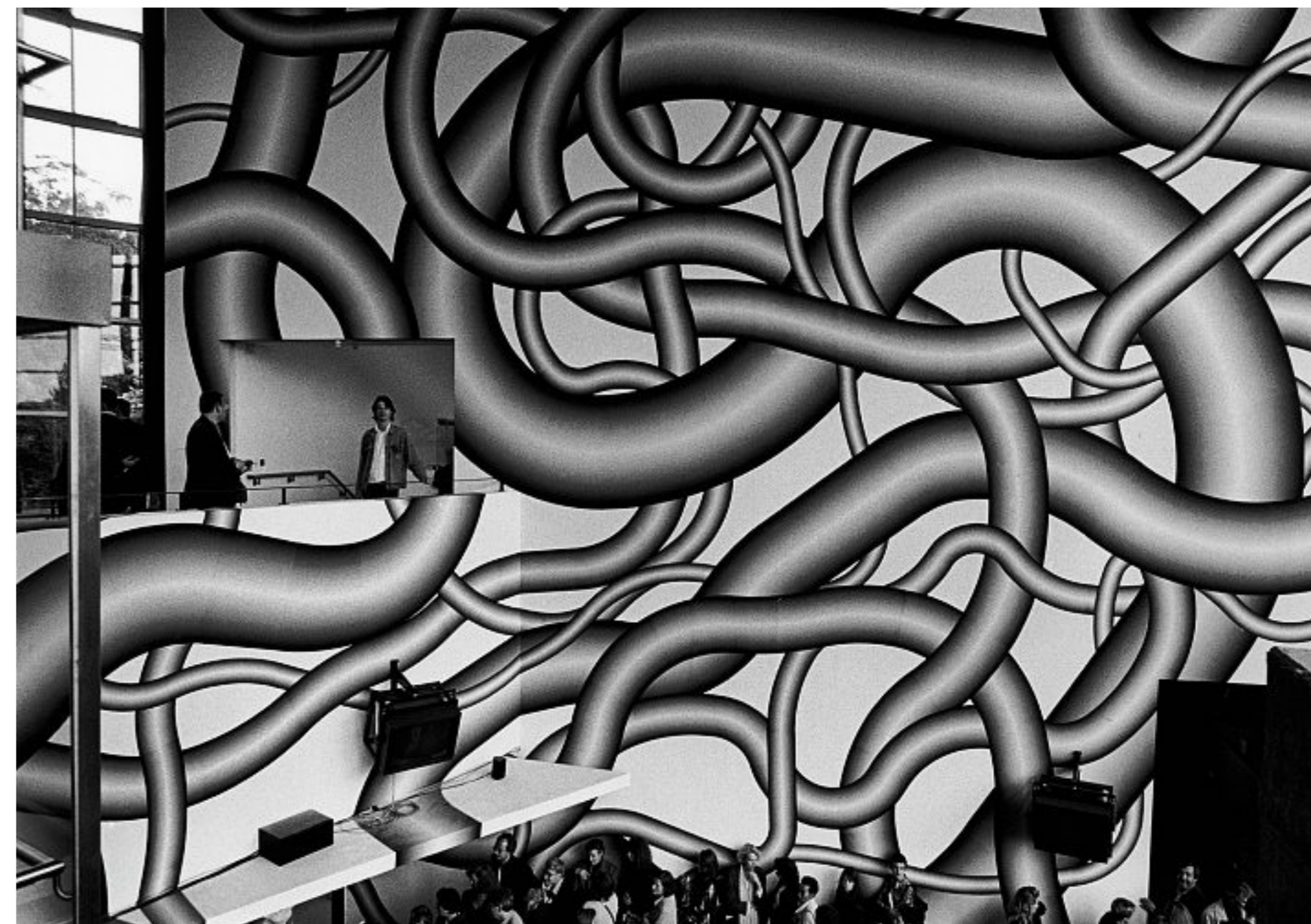
Moers - Drifte Wohnform Holderberger Strasse 88

München - Böhmler Einrichtungshaus Im Tal 11

Oyten - Kehlbeck Einrichtungshaus Industriestrasse 1

Stuttgart - Fleiner Möbel by Architare Stresemannstrasse 1

Wiesloch - Weckesser Wohnen In den Weinäckern 11



Aus der F.A.Z. vom 26. Juni 1997: Bei der Documenta in Kassel steht der Künstler Peter Kogler in seinem Werk.

Foto Barbara Klemm

Vor zwanzig Jahren

Es war die Documenta 10 in Kassel. Die damalige Kuratorin der bis heute größten Weltkunstausstellung, Catherine David, hatte sie kurz „dX“ getauft und auch sonst einiges umgeschmissen an vertrauten Sehgewohnheiten. Schon wer am Hauptbahnhof einfuhr, der sich seit den neunziger Jahren „Kulturbahnhof“ nennt, sah dort an Gleis 1 Blümlein und Kräutlein sprießen, als wär's ein Teil der Gegenwartskunst, die in Kassel doch bis dahin vor allem eine Leistungsschau aktueller Produktion war. Bis heute hält dort das Wuchern dieser Botanik an, das der Künstler Lois Weinberger 1997 unter dem Titel „Das über Pflanzen ist eins mit ihnen“ buchstäblich implantierte.

Aber es ging Catherine David bei der „dX“ ja keineswegs um verspätet romantische Naturseligkeit, sondern um „eine subtile Sondierung verbliebener ästhetischer Wahrnehmungsmöglichkeiten“, wie unser Kunstkritiker Eduard Beaucamp damals konstatierte: „Sie wollte die Entwicklung korrigieren, ging daher auf die Zeit vor und um 1970 zurück, als das ästhetische Denken noch im Fluss, noch offen und experimentell, als Kunst noch gesellschaftliche Avantgarde war.“ Wir erinnern uns, zum Beispiel, an „7000 Eichen – Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung“, die sehr nachhaltige Aktion, die Joseph Beuys auf der Documenta 7 im Jahr 1982 vorstellte, als er begann, in Kassel eben 7000 Bäume zu pflanzen, neben die er jeweils einen Stein setzte. Doch im gleichen Zug holte die „dX“ zur Präsentation von Formen der Kunst aus, die erst am Rand des Bewusstseins aufgetaucht waren. Davon eben zeugt unser Foto aus der Documenta-Halle von 1997.

Bei der Eröffnung der „dX“ waren wir – die für Kunst zuständigen Redakteure vom Feuilleton der F.A.Z. – natürlich dabei, gemeinsam mit Barbara Klemm, unserer Fotografin mit dem untrüglichen Blick für den entscheidenden Moment. Mit Barbara Klemm kam ich in die Documenta-Halle, die von Peter Kogler gestaltet worden war. Seine Wucherungen kamen schon damals aus dem Computer, ein einziges Verwirrkommando. Der Medienkünstler hatte 1992, bei der Documenta 9, den ganzen ersten Raum des

Museums Fridericianum mit Tapeten überzogen, auf denen riesige schwarzweiße Ameisen einen Tanz in Mustern aufführten. Für die „dX“ überzog er auf ähnliche Weise die Wände und die Decke der Halle mit einem – endlos erscheinenden – System von dickeren und dünneren Röhren, das den gesamten Innenraum zum Schwingen brachte. Im Labyrinth dieser Installation wurde jede Orientierung zum nachgerade psychedelischen Selbstversuch.

Barbara Klemm war sofort begeistert davon, Bilder von Koglers Arbeit zu machen. Dabei entdeckten wir auch den Künstler selbst, und sie hatte eine Idee. Es gab diese Wandöffnung, im ersten Stock der Halle, gegenüber der Stelle, an der wir standen. Wir beide erinnern uns noch an den Moment, als sie sagte: „Geh zu ihm und bitte ihn, sich dort oben hinzustellen!“ Also bin ich losgeföhrt und habe Peter Kogler auch erwischt: „Dort drüben steht Barbara Klemm, sehen Sie? Wir möchten so gern ein Foto machen, auf dem Sie mit drauf sind, könnten Sie sich bitte dafür in dieses Fenster stellen?“

Der Künstler war sofort bereit. Peter Kogler wusste offenkundig, wer ihn da mitten in seinem Werk festhalten wollte. Barbara Klemm wartete noch die Sekunde ab, bis sich eine weitere Person zu diesem merkwürdigen Ausschnitt in der Wand bewegte. Anders wäre ihr das Ganze wohl zu statisch gewesen. Mit dem Bild hat Barbara Klemm den irritierenden Verschlingungen Koglers tatsächlich eine weitere Dimension hinzugefügt. Ist es doch beim Betrachten kaum zu begreifen, auf welchen Ebenen sich diese Personen überhaupt bewegen.

Es war einfach der genaue Augenblick. Und es ist analoge Fotografie, selbstverständlich in Schwarzweiß. Bis heute fotografiert Barbara Klemm nicht anders. Mit diesem Bild schafft sie es, die Dimensionen von Koglers Arbeit für den Betrachter deutlich zu machen, indem sie die Proportionen klarstellt. Fast winzig erscheinen unten die vielen Menschen, die von dem Geflecht umfungen sind, das nirgends einen Eingang oder Ausgang hat. Im Bildarchiv dieser Zeitung ist die Aufnahme entsprechend als „Vernetzung ohne Anfang und Ende“ verzeichnet. *Rose-Maria Grapp*



Frankfurt
Grosse Bockenheimerstr. 13
069 219 96 700

Düsseldorf
Girardet Haus
Königsallee 27-31
0211 730 602 00

Hamburg
Neuer Wall 39
040 430 94 90

München
Residenzstrasse 6
089 238 88 50 00

Wien
Tuchlauben 8
01 535 30 53

Akris Boutique auf
www.akris.ch

A-K-R-I-S-

*Politisches Schwergewicht =
Emmanuel Macron: Frankreichs stärkster Mann...*



Mister Europa 2022?

KARL LAGERFELD HOFFT AUF EINEN STARKEN PRÄSIDENTEN

Die Erleichterung war groß nach den französischen Präsidentschaftswahlen, auch bei Karl Lagerfeld. „Endlich mal ein kultiviertes, originelles und intelligentes Paar am Ruder in Frankreich“, sagt der Modeschöpfer. Und schon beginnt das Bangen wieder. Denn an diesem Sonntag ist der erste Wahlgang der französischen Parlamentswahl; am nächsten Sonntag folgt der zweite. Damit wird die Zusammensetzung der Nationalversammlung bestimmt. „Hoffentlich bekommt er die Mehrheit“, sagt Lagerfeld. Denn davon hängt es ab, ob der Präsident so frei agieren und regieren kann, wie es

vielleicht angemessen wäre. Aber unser Zeichner ergeht sich nicht nur in Begeisterung für den neuen starken Mann. Emmanuel Macron, der das Herz am rechten Fleck und Muskeln an jedem Knochen hat, wird in der Pose des Halbstarcken auch verjuxt. Die Freude über den jugendlichen Präsidenten, der am 21. Dezember erst 40 Jahre alt wird, ist auch durch das Fragezeichen hinter der Mutmaßung „Mister Europe 2022“ etwas gedimmt. Seit wann wäre es einfach, Frankreich zu regieren? Auch wenn die Aussichten selten so gut waren wie jetzt. (kai.)

PRÊT-À-PARLER



①



②



③



④



⑤



⑥

EIN PRAKTISCHES STÜCK STOFF HOCH ZWEI

Badeanzüge sind allgemein bekannt dafür, ziemlich praktisch zu sein. Leider sind sie auch ziemlich unvorteilhaft. Die meisten Frauen dürften damit ein ernsthaftes Problem haben. Also alle, die weder zu dünn noch zu dick sind, nicht mehr so jung, dass sie Kinder sind, und noch nicht allzu alt. Und deren Problemzone nicht gerade der Bauch ist. Man mag in einem Badeanzug locker 70 Bahnen kraulen können, ohne ein einziges Mal anhalten zu müssen, um mal das Oberteil zu richten. Aber sobald man dann aus dem Wasser gestiegen ist, kann man sich ebenso wenig einen Moment des Innehaltens erlauben. Wo also ist das Handtuch?

Es ist schon eine besonders fiese Ironie der Mode, dass ein Badeanzug, dieses praktische Stück Stoff, oft gnadenloser ist als ein Bikini. Gut also, dass es Bikinis mit Badeanzug-Qualitäten gibt: Sport-Bikinis. Sie sind zum Beispiel von Calvin Klein (1) oder Diane von Fürstenberg (4)

und enden knapp über der Taille, sind also revolutionär figurfreundlich. Die Bündchen sitzen trotzdem stramm genug, um sorgenfrei mit einem Kopfsprung im Wasser zu landen und sich dann eine halbe Stunde lang zu bewegen. Darum geht es schließlich dieser Tage: #strongnotskinny ist die digitale Zauberformel der Stunde, die bis ins analoge Leben führt, also bis in die Ecken der Fitnessstudios, wo die Geräte mit den schweren Gewichten stehen, oder bis in den blaugelbsten Pool. Der muskulöse Körper soll allmählich den allzu dünnen ablösen. Wenn man für einen Augenblick vergisst, dass es die ersten vor diesem Hintergrund schon wieder übertreiben und Gewichte stemmen, die kaum im Verhältnis zur Statur stehen, ist das natürlich eine schöne Entwicklung.

Kein Wunder also, dass der Athleisure-Trend, Sportbekleidung auch im Alltag zu tragen, nun auch bei der Bademode eine Rolle spielt. Man sieht es an den Modellen

von Weekday (6) und Flagpole (5) – ebenfalls zu bestellen über Net-a-porter. Die Form folgt hier der Funktion, die Anmutung ist schlicht, es geht ja darum, dass er richtig sitzt. Ivy & Oak (2), die Eigenmarke von The Outnet, dem Rabattshop für Luxusmode im Internet, arbeitet ebenfalls mit zwei Farben. Mehr muss nicht sein. Wenn man darin mehrmals durch ein Schwimmbecken mit Olympia-Bahnen pflügen möchte, sowieso nicht.

Aber logisch, faul rumliegen und gut aussehen kann man mit den Teilen natürlich auch. Ja, sogar in dem Modell von Adidas (3), das vor fünf Jahren unter stilbewussten Frauen noch in die Kategorie No-Go gefallen wäre – wegen des Musters in Schwarz-Lila und des allzu offensichtlichen Logos. Die Frage vor fünf Jahren: Wo gibt es Eres-Bikinis, diese feinen, teuren Teile aus Frankreich? Die Frage heute vielmehr: Wer ist als Erster am anderen Ende des Beckens? (jwi.)

Fotos Rainer Wohlfahrt

Auch erhältlich in:

Hannover / Steinhoff GmbH & Co. KG Einrichtungen International Braunschweiger Platz 2 30173 Hannover T+49 511 280760	Düsseldorf / Licht im Raum GmbH Graf-Adolf-Str. 49 40210 Düsseldorf T+49 211 9940017	Mannheim / Seyfarth Einrichtungen Augustaanlage 21-23 68165 Mannheim T+49 621 4609755	München / Böhmler Objekteinrichtungen GmbH Im Tal 11 80331 München T+49 89 85632949	Frankfurt / PURPUR GmbH Interior Concepts Neue Mainzer Strasse 1 60311 Frankfurt T+49 69 96 21 940	Ludwigsburg / Sommer Einrichtungen KG Alleenstrasse 5 71638 Ludwigsburg T+49 7141 96060
---	--	---	--	---	---

LASVIT
NEVERENDING
GLORY

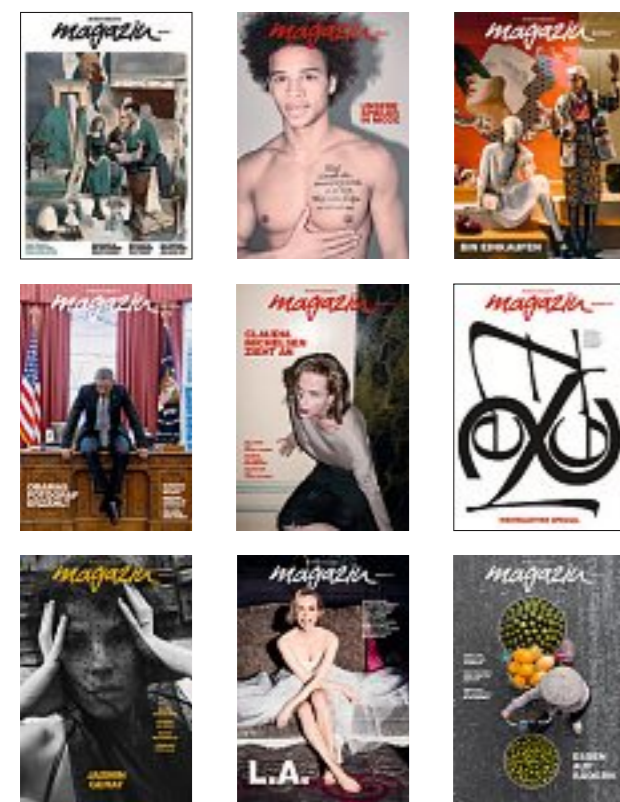
Die Neverending Glory Leuchtenkollektion.
Inspiriert von den Silhouetten historischer
Kronleuchter aus fünf der größten Theater der Welt.
Mundgeblasenes Glas am Rande der Möglichkeiten.
Entworfen von Jan Plechac und Henry Wielgus.

UNIFORM

Von Nora Gomringer

In Uniform geht der Gebeugte grad. Je mehr Metall am Kragen, desto höher sind die Ideale – so vielleicht erklärt ein Veteran den Enkeln das Kostüm. Sind so alte Werte und derer Echos an den Streifen, in dem Blätterwerk, wo's raschelt und von Gleichheit flüstert. Flüstern bleibt's, wenn keiner in dem anderen auch sich selbst erkennt. Wenn ich mich gegens Licht und damit gegen andere halte, seh ich durch mich durch und dort steht der Wille, mir immer wieder zu begegnen. In der Uniform steckt das Wissen um den Umfang jedes Geistes und die Messbarkeit der Leiber in den Absichten, die seit Darwin klar umrahmt sind. Es ist die eine Form, die alle bindet und damit halten will. Darf keiner wachsen, und wenn, dann nur in Maßen, die vorrätig im Lager sind. Das Bild, es trägt in manchem Zimmer ein schwarzes Band, die Ecke umschließt es glatt und glänzend, doch auch fest. Man reicht der Witwe eine Landesfahne, wenn der Gatte in Ehren in der Erde liegt. Die Knöpfe sind dann allesamt sehr dunkle helle Sterne an der einen Form.

Aus dem gerade erschienenen Lyrik-Band „Modern“ von Nora Gomringer (Verlag Voland & Quist), mit dem die Bachmann-Preisträgerin ihre „Trilogie der Oberflächen und Unsichtbarkeiten“ vollendet.



WELCHER TITEL WAR DENN NUN DER BESTE?

Eigentlich haben wir es gar nicht nötig, uns über Titel zu definieren. Denn als Supplement erreicht dieses Magazin ohnehin alle Leser der F.A.Z., da muss man nicht marktschreierisch werden. Trotzdem soll das Cover natürlich Lust machen auf die Lektüre. Aber gelingt das? Und wo nicht? Wir wissen es nicht so genau. Aus Anlass der 50. Ausgabe dieses Magazins fragen wir deshalb Sie (und die Leser von FAZ.NET): Welches war das beste Titelbild der Ausgaben 26 bis 50? Oben neun Beispiele. Alle Cover im großen Titelbild-Voting: www.faz.net/stil

ANNIKA ISTERLING IST MIT YOGA ANGEKOMMEN

Ziemlich holprig verlief Annika Isterlings erste Begegnung mit der Kunst des Yoga. Ein befreundeter Hair- und Make-up-Artist hatte das damalige Topmodel 2001 in New York zu einer Yoga-Stunde in einem Fitnessstudio überredet. „Der Raum war vollgestopft mit Menschen, und die Übungen fand ich extrem anstrengend. Gepackt hat mich das nicht wirklich“, sagt sie rückblickend. Trotzdem machte sie weiter, zunächst sporadisch und dann – nach dem Ende ihrer Laufsteg-Zeit – immer öfter. Nach einer Yogalehrer-Ausbildung fing sie richtig Feuer. Heute zählt sie, inzwischen 40 Jahre alt, zu den bekanntesten Yoginis Deutschlands. Gerade hat sie ihr erstes Buch



Models und Yoga: Das passt, wie man am Beispiel von Annika Isterlings Beweglichkeit sieht.

veröffentlicht. „Ankommen“ soll Yoga-Übungen zu einem festen Platz im Leben verhelfen, ist erfrischend realistisch, dennoch spirituell und zudem schön gestaltet.

„Yoga soll alltagstauglich sein“, sagt Annika Isterling. „Ich selbst bin kein Mensch, der schon mit neun Jahren im Ashram gelebt hat und über den Dingen schwebt. Die Welt des Modells zum Beispiel habe ich nicht wegen des Yoga verlassen.“ Isterling möchte ihren Lesern dazu verhelfen, „eine Verbindung zu sich selbst“ zu schaffen. Sie gliedert die Übungen in eine Art „Baukastensystem“, erklärt, wozu Rückbeugen oder Vorbeugen dienen, Umkehrhaltungen oder Drehungen. Recht einfach kann man sich daraus eine eigene Routine zusammenstellen. Statt wie bei vielen anderen Lehrbüchern die ewig gleiche Asana-Abfolge nachzuturnen, entsteht eine individuelle Yoga-Praxis.

Dazu tragen auch die Bilder bei. Dass die zweifache Mutter heute noch modelt, merkt man auf fast jeder Seite. Isterling, die in den neunziger Jahren mit Naomi Campbell und Kate Moss über die Laufstege stolzierte, ist nicht das einzige Mannequin, das dem Yoga verfallen ist. Christy Turlington veröffentlichte vor 15 Jahren mit „Living Yoga“ ein glühendes Bekenntnis zu der indischen Lehre. Und das frühere Model Tara Stiles aus New York gehört mit einem von ihr entwickelten Übungsstil zu den am meisten gehypten Yoginis der Welt.

„Es gibt in der Mode-Szene eine starke Sehnsucht nach Tiefe“, sagt Isterling. So erklärt sie sich diese Begeisterung. „Alles ist an das Äußerliche gebunden. Der eine findet dich schön, der andere macht dich nieder.“ Zudem sei man auf sich allein gestellt. „Zu keiner meiner früheren Model-Freundinnen habe ich noch Kontakt.“ Erst Yoga habe sie gelehrt, bei sich selbst zu Hause zu sein. *Stefanie Schütte*

Annika Isterling: „Ankommen. Deine Yogapraxis für zu Hause“, Theseus Verlag, 220 Seiten, 29,95 Euro.

„IN DER LIEBE MUSS MAN TREPPENSTEIGEN“

Monsieur Delhotel, Sie haben für Hermès eine Uhr entworfen mit kleiner mechanischer Sanduhr. Darin kann der Besitzer eine Zeit festlegen, auf die er sich besonders freut. Sie heißt „L'heure impatiente“. Wie sind Sie darauf gekommen?

Wir wollen mit dieser Uhr auf eine neue Art über Zeit sprechen und haben uns deshalb diese kleine Geschichte ausgedacht. Vor einigen Jahren habe ich zum ersten Mal den Satz gehört: In der Liebe geht es darum, die Treppen hochzusteigen.

Wer hat das gesagt?

Georges Clemenceau. Durch diesen Satz bin ich auf die Idee gekommen, neu über den spielerischen Umgang mit der Zeit nachzudenken. Wer kennt das nicht? Aus der Kindheit, als man es nicht erwarten konnte, bis man Geschenke auspacken durfte oder endlich in Urlaub ging. Oder später das Date mit der Freundin. Es geht um den Moment vor dem besonderen Moment.

Muss man Franzose sein, um auf so etwas zu kommen?
Vermutlich ja. Wobei: Es könnte auch einfach ein Freund sein, auf den man sich besonders freut.

Braucht die Uhrenbranche jetzt solche neuen Konzepte?
Der Uhrmacherei fehlt es gerade an guten Geschichten. Viele Uhren sind von ausgezeichneter Qualität. Aber es gibt wenige Produkte, die Emotionen hervorbringen. Ein Chronograph bringt mich nicht zum Träumen. Die meisten leben unter dem Diktat der Zeit.

Daher sehen auch die neuen Modelle alle ähnlich aus. Wir sollten mehr Kreativität und die emotionale Seite der Dinge finden. Es gibt viele ähnliche Uhren. Man muss wirklich mal etwas Anderes ausprobieren.

Die Uhrenleute gehen halt auf Nummer sicher. Ja. Natürlich sind sie angesichts der aktuellen Marktsituation gerade sehr besorgt.

Das Geschäft mit Asien kriselt, hinzu kommt der nachwirkende Frankschock, der schwache Rubel und die politisch unsichere Situation im Nahen Osten.

Je größer die Marke, desto geringer die Bereitschaft, etwas zu riskieren. Das ist schade, denn die Kunden konsumieren heute anders. Sie wollen Produkte, die maßgeschneidert sind und trotzdem nicht unbedingt teuer.

Die Digitalisierung macht es möglich.

Ja, aber das Smartphone ist für mich ein Instrument, das ist etwas ganz anderes als eine Uhr, die man auch emotional erleben kann. Das sind zwei verschiedene Produkte.

Sie fertigen aber auch Lederbänder für die Apple-Watch. Im Leder liegt unsere Kompetenz. So kann Hermès ein bisschen am Trend der Smartwatches teilhaben.

Ihre Kinder sind jetzt 25 und 27 Jahre alt, ein Junge, ein Mädchen. Welche Meinung haben sie zu dem Thema?
Meine Kinder sind mit Uhren aufgewachsen. Sie sind zum Glück sehr von ihrem Vater geprägt und mögen keine Smartwatches. Klar haben sie auch ihr Smartphone, aber am Handgelenk tragen sie echte Uhren.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.



Modell mit mechanischer Sanduhr: „L'heure impatiente“; Philippe Delhotel ist Kreativdirektor für Uhren bei Hermès.



Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der haischwärzeste Regisseur im ganzen Land? Klaus Lemke!

Fotos Freddy Langer

BEKANT AUS FILM UND FERNSEHEN

Ach, sagte Sunny Melles in einer Mischung aus Enttäuschung und Unverständnis. Vor einer Wand? Das müsse doch nun wirklich nicht sein. Die Schlafbrille ziehe sie für ein Foto gern über den Kopf, aber an eine Hausfassade lehne sie sich auf keinen Fall. Nicht einmal an die des Hotels Sacher. Dann zeigte sie auf den Wiener Feierabendverkehr, der schubweise von der Kärntner Straße in die Philharmonikerstraße bog oder geradeaus fuhr in die Walfischgasse. Dort, sagte sie und deutete zwischen die fahrenden Autos und den Linienbus: Dort stelle ich mich hin! Mit Schwung zog sie den Reißverschluss ihres rosafarbenen Anoraks hoch fast bis ans Kinn, ihr rosa Täschen ließ sie am Arm baumeln, und so verharrte sie für eine halbe Ewigkeit mitten auf der Straße wie eine Skulptur, ignorierte das Hupen der abbiegenden Wagen, die sich um sie herum schlängeln mussten, und sah nicht die fragenden Blicke der Passanten. Das war am 11. November 2015. Seither ist die Schlafbrille befreit. Mit verbundenen Augen an der Wand, wenn jemand zielt und schießt, wenn auch nur ein Bild – das kommt einer Exekution schon sehr nahe. Und es war ja auch nie als Gag gedacht, Prominenten das tot fotografierte Gesicht abzudecken, sondern als Frage, was bleibt, wenn die Augen verschwinden, und ob ein Stück Stoff schützt, so wie manche Kulturen und Religionen es behaupten, oder ob man sich nicht umso mehr ausliefert, also dem Fotografen blind vertrauen muss. 100 dieser Aufnahmen sind nun in einer Ausstellung zu sehen, allesamt von Schauspielern und Regisseuren. Was lag näher, als mit ihnen Szenen zu entwerfen, die wirken wie Momente eines Films. Nach Dreharbeiten in den Kulissen eines „Tatorts“. In Paris zwischen Besuchern des Louvre. Oder vor dem Spiegel der Herrentoilette im Deutschen Filmmuseum, das diese Bilderschau ausrichtet. Die Liste der Namen reicht von Hannelore Elsner, Nina Hoss und Claudia Cardinale über John Malkovich, Ulrich Tukur und Jeremy Irons bis Wim Wenders, Volker Schlöndorff und Edgar Reitz. Mit Ulrich Noethen traf ich mich in einem Schnellimbiss auf einen Kaffee. Wie wär's mit Slapstick, fragte er. Und versuchte mit verbundenen Augen, Zucker in die Tasse zu schütten. Getroffen hat er nie. *Freddy Langer*



Kommen und stehen: Sunny Melles in Wien



Ein Mann, ein Hund: Jeremy Irons und Smudge



Wenn das Leben dir eine Zitrone gibt, frag nach Salz und Tequila: Sonya Kraus

PRÊT-À-PARLER

„Freddy Langer: Schlafbrillen“. Deutsches Filmmuseum, Frankfurt, Schaumainkai 41. Bis zum 30. Juli.

FOTOHERSTELLER



BLAU UND GESTREIFT GEHT IMMER
Dieser Strandkorb ist außen wie innen geflochten. Ein Stoffbezug, wie ihn sonst fast alle Körbe im Inneren haben, könne durch Feuchtigkeit Schaden nehmen, heißt es beim Unternehmen deVries in Detemmerlehe. Eine Folie schützt dennoch – unsichtbar – auch das Modell Friesland (links) vor Wind. Die hochwertige Serie Pure wird in Indonesien und Vietnam hergestellt, in Ostfriesland aufgebaut und ausgestattet. Die Faser Dekolen aus Polyethylen wurde eigens von deVries entwickelt. Die Körbe können ganzjährig draußen stehen, Polster und Markise lassen sich entfernen. Auch wenn sich Farben und Muster jedes Jahr etwas ändern: Blau und gestreift, so deVries, geht eigentlich immer.



STUFENLOS LIEGEN IM WETTERKORB
Nur etwa 500 Strandkörbe werden jedes Jahr in Friedrichstadt an der Nordsee von Hand geflochten. Vor 34 Jahren gründete der Korbflechtmeister Karl-Heinz Lorenzen die Manufaktur Eiderstedter Strandkörbe, die heute von seinem Stiefsohn Oliver Theede geführt wird. Das Flechtwerk ist ebenfalls aus Kunststoff, weil's preiswerter und pflegeleichter ist. Alle Materialien – auch für das Modell Welle (links) – kommen aus Europa: die Schnüre aus Deutschland, das Holz aus Skandinavien, die Stoffe aus Italien und Spanien, die Beschläge aus Nordfriesland. Eine Besonderheit der Eiderstedter Strandkörbe, die eigentlich „Wetterkörbe“ sind, weil sie selten am Strand und meist in Privatgärten stehen: Der Korb lässt sich mit Hebeln stufenlos in jede gewünschte Liegeposition stellen.

GIB MIR EINEN KORB

Geflochtene Sessel gibt es an Nord- und Ostsee seit 1882. Inzwischen sind Strandkörbe Designobjekte, die nicht mehr nur an den Küsten stehen.

Von Peter-Philipp Schmitt



ALPINE FREISITZ MIT KUHFEHLE UND LODEN
Strandkörbe, sagt Frank Artus, passen nicht in die Alpen. Darum entwickelte der gelernte Koch zusammen mit dem Schreiner Beppo Geiger einen alpinen Freisitz, den er, der Einfachheit halber, Alpenkorb nennt, obwohl es sich eher um eine kleine Holzhütte handelt. Das Modell Wildsteig (oben) wird in Oberau bei Garmisch-Partenkirchen aus heimischem Fichtenholz gezimmert, das Rückenpolster besteht

aus Kuhfell, die Sitzpolster aus Loden. Statt Bullaugen haben die Alpenkörbe runde Sprossenfenster mit Plexiglasscheiben. Die Beinauflagen sind kleine Kisten mit Deckeln, in denen Platz für die Kissen ist (zum Beispiel mit Hirschmotiven). Sie lassen sich ganz rausziehen und können auch als Beistelltische oder Hocker verwendet werden. Besonders rustikal wirkt der Freisitz aus Altholz, alten Dielen- oder Scheunenplanken, die Geiger und Artus aus Österreich beziehen.



LÄSST SICH MIT WIND UND SONNE DREHEN
Dieser Zweisitzer gehört zu den Meister-Strandkörben der Manufaktur Priess mit Sitz in Pilsen (Köhn) unweit der Ostsee. „Wer glaubt, dass Strandkörbe, weil sie typisch deutsch sind, auch alle in Deutschland hergestellt werden, der irrt“, sagt Inhaber Jürgen Prieß. Seine Meister-Körbe aber werden in Norddeutschland gefertigt. Der Korb links steht auf Rollen. Das macht ihn beweglich, und die Luft kann unter ihm zirkulieren, was Schimmel vermeidet. Er kann aber auch auf einem Strandkorb-Dreher stehen, einem sternförmigen Gestell, mit dem sich der Korb nach Wind und Sonne ausrichten lässt. Die Fußstützen berühren dabei nicht den Boden, sie sind „schwebend“, weil die sie stützenden Holzbügel auf den Rahmen aufgesetzt werden.



VOLLIEGIER MIT ZWEI BULLAUGEN
Zunächst handelte Tilman Christians in seinem Geschäft Sea & Ocean in Timmendorfer Strand mit Strandkörben. Dann begann er selbst mit der Herstellung, auch weil er mit dem Aussehen und der Qualität der üblichen Körbe unzufrieden war. Seit fünf Jahren lässt sein Unternehmen Belgarden Körbe wie das Modell Sylt (links) in Indonesien flechten und bei Lüneburg zusammenbauen. Das Flechtwerk besteht aus Polyethylen, die Beschläge sind aus Edelstahl, als Hölzer werden Teak und Mahagoni verwendet. Jeder Korb hat zwei schwenkbare Tische und zwei Bullaugen. Die Beinauflagen sind abnehmbar und können unter der Sitzfläche verstaut werden. Der Korb ist ein Vollieger, die Haube besitzt Dämpfer, so dass selbst Kinder sie spielend bewegen können.

FOTOS: HERSTELLER



• Founded in St-Tropez in 1971



Fondé à St-Tropez en 1971

FRANKFURT · KAMPEN · KÖLN · MÜNCHEN



„Man könnte heulen, so schön ist die Welt“

Wolf Schneider über die Lust am Bergsteigen, die Gipfel seines Lebens, die Angst vor dem Kapitulationen – und eine Orgie der Genüsse.

Von Bernd Steinle, Foto Jan Roeder



Streitbar, wortgewaltig, provokant
„Einsam gehe ich durch die regennassen Straßen der Stadt, um die Sinngabe des Alpinismus ringend“: Diesen Satz aus einer Alpinzeitschrift zitiert Wolf Schneider mit Begeisterung. Als „Abscheu-Satz“, als abschreckendes Beispiel, „wie man niemals schreiben soll“. Streitbar, meinungsstark, wortgewaltig und provokant – so wurde der 92 Jahre alte Journalist, Buchautor, Sprachkritiker, Talkshow-Moderator und langjährige Leiter der Henri-Nannen-Schule zu einem der profiliertesten Publizisten Deutschlands. Nebenbei bestieg der Hobby-Alpinist zwei Dutzend Viertausender – auf unserem Bild ist er 1979 am Weißhorn (4505 Meter) unterwegs. Das Bergsteigen musste er 1986 aufgeben, aus gesundheitlichen Gründen: „Die Knie sind schon 104.“

Herr Schneider, wie hat Ihre Leidenschaft für die Berge begonnen?

Das war 1938. Ich war 13 Jahre alt und besuchte meine Tante in Zürich. Sie nahm mich mit zu einem Urlaub in Grindelwald. Ich hatte bis dahin als höchsten Berg den Brocken gesehen, 1140 Meter. Nun stand ich unter dem Eiger. Ein absolut überwältigender Eindruck. Ich hatte keine Vorstellung, dass es so was gibt auf der Welt. Und die weitere Vorstellung, dass es Leute gibt, die dort raufklettern, war faszinierend.

1938 war auch das Jahr der Erstdurchsteigung der Eiger-Nordwand durch Anderl Heckmair, Heinrich Harrer, Ludwig Vörg und Fritz Kasparek.

Die ganze deutsche Presse schäumte damals vom Eiger über. Ich kam in die Schule zurück, als wäre ich bei der Durchsteigung der Nordwand dabei gewesen. Das akzentuierte das Erlebnis Eiger noch, mit dem Wunsch: Das wäre toll, wenn Du mal da oben stehen könntest.

Dann kam der Zweite Weltkrieg.

Es war vollkommen klar: Ich konnte meinen Eiger nicht erreichen, solange der Krieg dauerte. Die Schweiz wurde zu einem Traumland, mehr und mehr. Ich lag auf der Lauer, begann in den bayerischen Alpen mit dem Bergsteigen, am Watzmann und anderswo. Aber der Traum war, wieder nach Grindelwald zu kommen.

Wann war es so weit?

Das gelang mir erst 1952. Der Eiger war mir als Anfänger zu schwer, die Nordwand sowieso. Ich bestieg erst mal meinen ersten Viertausender, den Mönch. Von da an hat es sich gesteigert. Bis 1986 bin ich dann möglichst oft in die Berge gefahren.

Was hat Sie am Bergsteigen gereizt?

Zunächst einfach die Vorstellung: Es gibt Leute, die da oben stehen. Was sind das für Menschen? Wie kommt man da rauf? Das war eine Verquickung aus Schweiz und Sehnsucht und Unerreichbarkeit und Eiger – und wohl eine Ahnung, dass man aufsteigen würde in ein Reich, das einst den Göttern gehörte: „Ehre sei Gott in der Höhe“ und „Jesus fuhr auf gen Himmel“. Diese drei Jahreszahlen jedenfalls können kein Zufall sein: 1783 steigt der erste Freiballon auf, 1786 wird mit der Erstbesteigung des Mont Blanc das Bergsteigen geboren, 1789 verkündet die Französische Revolution den Atheismus – der Himmel ist leer! Da weht wohl immer noch ein Hauch von Triumph über die Gipfel.

Erst ist da aber die körperliche Strapaze.

Die Strapaze als solche ist ja auch schon ein Vergnügen, wie es an Marathonläufern zu sehen ist. Zu meiner großen Verblüffung gibt es Tausende von Freiwilligen, die an Stadtläufen in New York, Hamburg, Berlin teilnehmen. Die Leute haben nichts anderes als furchtbare Strapaze, und am Ende stehen sie wie am Anfang auf einer staubigen Straße – trostlos. Wenn ich die Strapaze habe, stehe ich auf dem Eiger. Das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht. Aber die überstandene Strapaze ist ein Genuss, und die Völlerei danach erst recht. Wenn ich von einer großen Tour zurückkam und es gab in der Ferienwoh-

nung nur Wassergläser für das Bier, war ich empört. Ich schüttete mir zwei Flaschen Bier in eine Salatschüssel und trank. In der Wanne sitzend. Hochgenüsse, die ohne extreme Strapaze nicht zu haben sind.

Bergsteigen kann auch zur mentalen Herausforderung werden.

Die Ungewissheit, ob ich das Ziel erreiche, ist viel größer als beim Marathonlauf. Ich weiß ja nicht, ob es eine Stelle gibt, die ich klettertechnisch nicht meistern kann. Da ist ein Grat, und nach aller Vernunft gehst du dort nie hinüber, denn der Mensch ist nicht dafür gemacht, um über einen solchen Grat zu gehen. Also: Ringe den inneren Schweinehund nieder, halt die Schnauze und geh rüber! Zur Hälfte getrieben von der Angst vor der eigenen Wut am Abend im Tal: Du wolltest unbedingt über den Mittellegi-Grat auf den Eiger gehen, das ist der Traum deines Lebens, und dann bist du auf halbem Wege umgekehrt! Ich hätte es nicht bei mir ausgehalten.

Ein bekannter Bergsteiger hat geschrieben: „Das Glück stellt sich nicht ein, wenn alles leicht und bequem ist. Das Gefühl des Glücks ist die Antwort auf eine bestandene Herausforderung und das Ergebnis von Selbsterwindung.“ Stimmen Sie zu?

Ich würde es nur nicht so sagen, es ist mir zu geschwollen.

Der Satz ist von Heiner Geißler.

Überwindung – darüber kann man sich streiten. Das Wort Selbsterwindung würde ich auf mich nicht anwenden. Ich habe das Äußerste aus mir herausgeholt, aus Angst vor dem Scheitern. Aus Angst, kapituliert zu haben: Diesen Grat, den schaffe ich einfach nicht! Das wäre wirklich grauenvoll, es wäre wohl das Ende allen Bergsteigens gewesen.

Gab es Situationen beim Bergsteigen, in denen Sie das Gefühl hatten, überfordert zu sein?

Nein. Die Schwierigkeit ist ja berechenbar, die Bergführer kennen sie, sie steht in den Kletterführern. Der dritte Schwierigkeits-Grad war für mich kein Problem, manchmal auch der vierte, als Grenzfall. Dafür genügte meine mäßige Turnbegabung. Kapitulierte habe ich nicht. Man muss manchmal umkehren, weil das Wetter schlecht ist, das ist schlimm genug. Beim ersten Versuch am Eiger sind wir kurz nach Betreten des Mittellegi-Grats umgekehrt, weil ein Schneesturm einsetzte.

In Ihrer Autobiografie „Hotentottentrottel“ schwärmen Sie von der „höchsten Augenlust auf Erden“, die Sie beim Bergsteigen empfunden haben.

Was man da oben erreicht und wovon ja kein Mensch, der das Bergsteigen nicht betreibt, eine Ahnung hat: Es ist eine Orgie für die Augen. Der Blick aus dem Flugzeug ist nichts dagegen. Besonders eindrucksvoll ist es, wenn man bis kurz vor dem Gipfel gar nichts sieht, wie am Dom in den Walliser Alpen, über Zermatt. Da steigt man lange über eine Schnee- und Firnwand auf. Mit den allerletzten Schritten steht man auf dem Gipfel – und sieht Matterhorn und Monte Rosa. Überwältigend, eine Aussichts-kanzel ohnegleichen. Solche optischen Sensationen gibt es nicht für andere Menschen. Goethe prägte 1775 auf dem



„Man könnte heulen, so schön ist die Welt“

Rigi über dem Vierwaldstätter See, 1798 Meter hoch, das schöne Wort: „Rings die Herrlichkeit der Welt“. Damit trifft er die Augen-Lust perfekt. Ich habe von Goethe auch gelesen, dass er erwogen hat, den Mont Blanc zu besteigen, und am Straßburger Münster gegen seine Schwindelgefühle antrainiert hat. Das hat mich interessiert, weil ich selbst absolut nicht schwindelfrei bin. Eigentlich bin ich für das Bergsteigen gar nicht geeignet.

Dafür sind Sie weit gekommen.
Man kann ja alle Viertausender der Alpen im dritten Grad besteigen, mehr als den vierten habe ich nicht machen müssen auf den Graten, und mehr hätte ich wohl auch nicht geschafft.

Ist Bergsteigen nicht oft eine Plackerei?
Ja, bei mir fast immer. Am allerschlimmsten waren die Gegenanstiege in der Nachmittagssonne. Vom Mont Blanc du Tacul (4248 Meter) steigt man erst ab auf 3200 Meter und muss dann wieder hinauf auf die Aiguille du Midi, von der die Bergbahn fährt. 600 Höhenmeter. Vom Schnee reflektiert, ist die Nachmittagssonne da subjektiv 60, 70 Grad über Null. Und eine vollkommen ausgetrocknete Schnauze. Da baumelt die Zunge im Gaumen wie ein Bollen Löschpapier. Ich habe mir Schnee auf die Haare gelegt, damit ein bisschen was runtertropft, habe Schnee in den Mund genommen, damit er langsam schmolz, aber dann tun die Zähne weh. Ich bin im aufgeweichten Schnee eingesunken bis an die Knie oder die Hüfte. Wenn ich das vorher gewusst hätte, hätte ich es vielleicht nicht gemacht. Aber um so größer war abends im Hotel das Vergnügen.

Es geht darum, die eigene Komfortzone zu verlassen, um sie danach um so intensiver zu erleben?
Natürlich. Das ist nicht direkt der Antrieb. Aber die Vorfreude, der große Trost, wenn ich unterwegs leide, keuchend und unter rasendem Durst. Das Aufgeben war ja eine ständige Versuchung. Bei langen Touren bricht man um zwei Uhr morgens auf, man kraxelt im Finsternen zwei, drei Stunden über Geröll. Man sieht schlecht, schlägt sich das Schienbein an, und in der dritten Stunde kommt der unwillkürliche Gedanke: Wenn du nicht das Arschloch wärst, das du bist, würdest du jetzt umkehren. Es ist doch nicht normal, hier weiterzugehen. Der unbedingte Wille, ich will das aber schaffen, muss schon sehr ausgeprägt sein.

Haben Sie diesen Willen Ihren Kindern weitergegeben?
Von meinen vier Kindern hat ein Sohn das Bergsteigen, anders als ich, richtig in Kursen erlernt. Er war auf meinen letzten sechs Viertausendern mein Bergführer. Das war ein besonderes Vergnügen. Ich war immer auf Bergführer angewiesen, sie sind Pfadfinder und Lebensversicherung. Klettern und keuchen muss man aber allein.

Lernt man in Extremsituationen am Berg etwas über sich selbst?

Die Frage kommt ähnlich wie die nach der Selbstüberwindung mehr aus einem psychologischen Seminar und findet bei mir nicht statt. Ich weiß nicht, ob ich jemals etwas über mich selbst gelernt habe. Es ist nicht meine Art, das so zu betrachten. Ich habe ein Ziel gehabt, und das Ziel war über alle Maßen großartig, wie am Weißhorn (4505 Meter). Der ganze Mond ist langweilig neben einem solchen Alpengipfel, und der Mars wird noch fünfmal langweiliger sein. Weitere Ziele, Begründungen oder sonst was brauche ich nicht.

Sie haben keine neuen Seiten an sich kennengelernt beim Bergsteigen?

Ich habe das nicht in Erinnerung. Die rein physische Begeisterung, die große Genugtuung, das schon. Das Aufhören-Müssen, 1986, weil die Knie nicht mehr mitgemacht haben, hat mir sehr weh getan. Aber wie Sie merken, denke ich nicht ungern daran zurück. Ich habe viele Bilder vom Bergsteigen und gehe gerne in ihnen spazieren.

Reizte Sie mehr der Gipfel oder das Unterwegssein?

Natürlich der Gipfel. Obwohl es auch großartige Momente unterhalb des Gipfels gibt. Der Bianco-Grat, der königliche Aufstieg auf den Piz Bernina, ist eines der herrlichsten Naturschauspiele auf Erden. Wenn Sie auf gut 3000 Metern aus Felsen kommend den Bianco-Grat sehen, wie er sich mehr als einen Kilometer weit in den Himmel bohrt, vollkommen weiß, das ist ein dermaßen grandioser Anblick, man könnte heulen vor Begeisterung, dass die Welt so schön ist.

Lernt man beim Bergsteigen etwas fürs Leben?

Als Parallele fällt mir nur ein: Ich bin ein zäher Mensch. Ich habe vor, ein Buch zu schreiben, ich nehme mir anderthalb Jahre Zeit. Der Verleger fragt mich, ob ich es in einem halben Jahr schaffen könnte, meine Frau und



Über dem Berg: Wolf Schneider im September 1974 auf dem Eiger in den Berner Alpen. Heute lebt er mit seiner Frau Lilo in Starnberg – und genießt die Nähe der Berge.

ich sagen, das ist vollkommen unmöglich. Wir rechnen nochmal, und ich schaffe es in einem halben Jahr. Sieben Mal in der Woche zehn Stunden pro Tag. Ich will das Buch hinkriegen, ich kriege es hin. Ich bin ein Macher, ein Durchhalter. Das Schaffen, das Durchziehen unter höchstem Zeitdruck, ist eine gewisse Parallele zum Bergsteigen.

An den höchsten Bergen der Erdteile, am Mont Blanc oder am Mount Everest, herrscht heute gewaltiger Andrang. Können Sie die Konzentration auf die höchsten Gipfel nachvollziehen?

Das ist der übliche Lauf der Dinge. Der Mount Everest wird gewerbsmäßig verkauft, man kann ihn buchen. Die Veranstalter zählen da auf die wahrscheinlich richtige Einschätzung der menschlichen Eigenschaften: Es soll halt bitteschön der höchste sein, und nicht der zweit- oder dritthöchste. Mit besonderer Genugtuung habe ich von dem Schweizer Dölf Reist gehört, 1956 Drittbesteiger des Everest, dass der Berg für ihn ein enttäuschender Anblick gewesen sei. Reist hat mich auf das Weißhorn begleitet, und als wir das Weißhorn in goldener Morgensonne über uns stehen sahen, sagte er: „So großartig ist nur noch der Alpamayo in Peru.“

Hat Sie der Himalaja nie interessiert?

Nein, gar nicht. Dass ich den Achttausendern nicht gewachsen wäre, war klar. Dazu kommt, dass ich in den Alpen im idealen Fall nach sechs Stunden Aufstieg und sechs Stunden Abstieg ins beste Restaurant des Orts gehen kann, zwei Chateaubriands bestelle, um sie allein zu essen, und zwei Liter Bier trinke. Und dann kommt der Wein. Eine Orgie der Genüsse. Eine Tagesreise von Hamburg und sechs Stunden von Zermatt haben Sie das Äußerste an Strapaze und das Äußerste an optischer Sensation, was die Erde zu bieten hat, das Äußerste an überwundener Gefahr und Stolz, es geschafft zu haben. Eine der schönsten Szenen, die ich erlebt habe, war nach dem Abstieg vom Finsteraarhorn, dreieinhalb Höhenkilometer, acht Stunden. Meine Frau ist über den Grimselpass ums Berner Oberland herumgefahren – und prompt steht das Auto vor dem Gasthof, den wir verabredet hatten. Sie sitzt schon drin, der Bergführer und ich bestellen Bier. Ich erwecke den Eindruck einer gewissen Eile, mein preußisches Gehabe kommt in der Schweiz sowieso nicht gut an, also: Das Bier kommt nicht. Es kommt eine Minute nicht, es kommt zwei Minuten nicht. Da winkt mich meine Frau ins Freie, öffnet den Kofferraum, und ich kriege erst mal einen Schnaps. Campari pur. Dann Campari Soda, dann endlich Bier, dann ein Pfirsichkompott und dann ein Gulasch, alles aus dem Kofferraum. So eine Wollust kann man ohne die mutwillige Strapaze zuvor nicht haben.

Wie erleben Sie die Berge heute?

Großartig. Der allersimpelste Genuss, den man haben kann – ich stehe unter dem Matterhorn und sage: „Und da oben warst!“ Das ist ein kleinerer Genuss, als oben zu stehen, aber ein Genuss ohne Strapaze, Genuss netto. Wir sind im Engadin mit dem Hubschrauber über die Berge geflogen, den Bianco-Grat auf den Piz Bernina entlang: „Und über den bist du gegangen.“ Das ist unglaublich.

Wenn Sie auf Ihr Leben als Bergsteiger zurückschauen: Gibt es etwas, das Sie bedauern?

Es gibt Berge, die ich gerne bestiegen hätte und nicht geschafft habe. Die großartigsten sind die Jungfrau, die ich auf der Normalroute bestiegen habe, aber nicht von Norden her, aus der Sicht, die man aus Interlaken hat. Und der Viertausender Barre des Écrins östlich von Grenoble, den ich von Fotos her als Idealziel einstufte. Ich fuhr mit meinem Bergführer aus Pontresina drei Tage dorthin. Das Wetter war schlecht, es ging nicht, und wir waren wieder weg. Die meisten Wünsche aber sind in Erfüllung gegangen. Gemessen an dem, was ich 1938 in Ansehung des Eigers erwarten konnte, kann ich wohl sagen: Ich hab's geschafft. Alpen satt.

Die Fragen stellte Bernd Steinle.

FOTOS: JANI ROEDER, WOLFF SCHNEIDER

dein Stil. dein Caruzzo.



reddot award 2015

Caruzzo, entworfen von Frans Schrofer ist das neue Highlight bei Leolux. Dabei ist Caruzzo handwerklich wie formal ein echtes Statement. Dank des großen Angebots an Bezugsmaterialien, können Sie sich Caruzzo ganz nach Ihren Wünschen zusammenstellen. (in Stoff ab € 2.615,-)

Entdecken Sie Caruzzo bei Ihrem Leolux-Partner in Ihrer Nähe oder besuchen Sie das Leolux-Designcenter in 47800 Krefeld, Elbestraße 39. Mehr Infos, unsere Partner, oder das Jahrbuch mit der kompletten Kollektion finden Sie unter: www.leolux.de

Leolux

AACHEN-EILEND Krütgen - ASPERG Einrichtung Knapp - BAMBERG Ducke Inneneinrichtung e.K. - BERGISCH GLADBACH Patt Einrichtungen GmbH - BERLIN Kuhlmei, Oliver GmbH - BERLIN Kusian Einrichtungshaus GmbH - BERLIN Lakeside Interiors GmbH - BONN HBR Hesbo - BONN Mambo GK-Möbel-Handels-GmbH - BRAUNSCHWEIG Wohndesign A + R GmbH - BRAUNSCHWEIG Möbel Homann - BRUCKMÜHL Ergonovo City GmbH - CHEMNITZ Möbelgalerie Tuffner - DATTELN Meyer Möbel GmbH - DREIEICH Dietrich Möbel GmbH - DRESDEN ProSitzzen-Studio KS Handel und - ESSLINGEN Profi Einrichtungen - FRICKENHAUSEN single möbelforum GmbH - FRIEDBERG Segmüller GmbH & Co. KG - GARBSSEN Hesse Möbel GmbH - GEORGSMARIENHÜTTE Dransmann B. Jun. GmbH - GERA Polstermöbel Outlet - GÖTTINGEN Einrichtungshaus Möbel Günther - GROSS GERAU Möbel Heidenreich GmbH - HALTERN Möbel und Handwerker Döbber GmbH & Co. KG - HAMBURG Hüth - studio Scharbach - HAMBURG BERGENDORF Markt Einrichtungen - HEIDE Raumkonzepte R. Zischen - HEMMINGEN WESTERFELD Böhm Möbel GmbH - HERXHEIM Einrichtungshaus Weber GmbH & Co. KG - HOYSBALE Bitte Einrichtungshaus - ILLINGEN Möbel Dörrenbacher - KISFELD Jäger-Einrichtungen GmbH - KAARST Hügen Raum und Design GmbH - KASSEL Wohnfabrik Möbelvertriebs GmbH - KIEL Dela Möbel GmbH & CO. KG - KLEVE Rexing Einrichtungshaus - KÖLN Pfannes & Virmich GmbH - KÖLN Pfannes & Virmich GmbH - KÖLN-MARS DORF Trösser GmbH & Co. KG - KONSTANZ Einrichtungshaus Fretz - KORNVESTHEIM Die Einrichtung Kleemann KG - KREFELD Design International by Sascha Haag - KREFELD-HÜLS Raumaussstattung Feldmann - KUNZSAU-GAISBACH Schmezer GmbH Einrichtungshaus - LANGENFELD W & A Wohnen - LANGERWEHE Möbel Hertel GmbH & Co. KG - LÄSTRUP Kästers GmbH - LAUCHRINGEN Möbel Dick GmbH - LÜBECK Inform - Einrichtungen - MAULBURG Einrichten Schwelger - MÖNCHENGLADBACH Tellmann Einrichten & Gestalten - MÖNCHENGLADBACH WICKRATH Frank Zimmermanns kreatives Wohnen - MÜLHEIM AN DER RUHR Partenseimer GmbH - MÜNSTER Elvir Cavkic Wohnen & Schlafen - NEUWIED Die Wohnfabrik - NÜRNBERG Eichhorn Wohnen - PARS DORF Segmüller GmbH & Co. KG - PFÖRZHEIM Dieter Horn, Intern. Wohnbedarf - POTSDAM Designtagen GmbH - PULHEIM Einrichtungshaus Segmüller - RIEBERG Knaup individuelles Wohnen - SINDELFINGEN Holmeister Siedelungen - SOLLINGEN Dembny-Wohnen - SPEYER richard J. maurer wohndesign - STADTHAGEN Gobel "the living company" - STOCKACH Möbel Stumpf - SÜNDERHAUSEN der Wohnkultur - SYKE Wagner Wohnen GmbH - TONINGVORST Möbel Kleuth GmbH - TRIER Möbel Schmitz GmbH - VIERSEN Möbel Klunkhamels - WEIDEN Kaspar Einrichtung GmbH & Co. KG - WEITERSTADT Segmüller GmbH & Co. KG - WETZLAR Möbel Schmidt Natürlich Wohnen - Wiesbaden-Sonnenberg Möbelhaus Vogel - WIESLOCH Weckesser Wohnen GmbH - WORMS Westfalla Möbel Peeck GmbH



Pack-Werk: Beim Start in Frankfurt überraschen die schwer beladenen Räder mit eigenwilligem Fahrverhalten.



Sattel-Fest: Für Katharina, ehemals Fahrradkurierin, ist das Rad das perfekte Verkehrsmittel – auch auf lange Sicht.



Auf der Strecke: Zwischen Bad Urach an der Schwäbischen Alb und Ulm sind die ersten 500 Kilometer geschafft.



Nicht durchdrehen: Reparaturen sind Radreise-Routine. Dieses Mal ist das Licht fällig.



Blick für die Natur: In einem ungarischen Dorf halten zwei Störche in ihrem Nest Ausschau.



Aqua-Biking: In Ungarn fehlt es zuweilen an Radwegen – und bei den Alternativen ist hohe Steuerkunst gefragt.

NACH TEHERAN? MIT

DEM RAD!

Verliebt, verreist, verlobt – und noch mehr Abenteuer auf 7800 Kilometern. Eine Reise in zwei Tagebüchern.

*Von Christoph Borgans
und Katharina Müller-Güldemeister*

1. MAI, FRANKFURT: FÜR JEDEN GIBT ES 30 KILO GEPÄCK UND 17 KILO STAHLRAD

Katharina

Morgens putze ich die Fenster, nachmittags stellen unsere Zwischenmieter ihre Rollkoffer in den Flur, und ich räume unsere Sachen in die Päcktaschen: Regenjacke, Müsli, Antibiotika, Spirituskocher, Karten von Frankfurt nach Teheran. 30 Kilo für jeden, plus 17 Kilo Stahlrad. Die Räder haben wir vor zwei Wochen gekauft, beladen haben wir sie noch nie. Auf den ersten Metern fahre ich so ungenlenk, dass ich fast ein parkendes Auto streife. Aber es fährt sich auch eher wie ein Motorrad, ohne Motor.

Christoph

Am Abend brechen wir auf. Katharina fährt komische Schlenker. War sie nicht mal Fahrradkurierin? Bald verlieren wir unsere winkenden Zwischenmieter aus den Augen. Als wir keine zehn Kilometer Luftlinie entfernt in einem Park unser Zelt aufbauen, räumen sie vielleicht gerade unseren Kühlschrank ein und beziehen unser Bett. Für uns gibt es Spaghetti al Pesto unterm Sternhimmel, die nahe A5 rauscht romantisch, dazu Gin Tonic aus Restbeständen, ohne Eis. Unser Zuhause ist nun die Landstraße.

3. MAI, HESSEN: ZUM BADEN HAT MAN EINEN FLUSS

Christoph

Wir zelten am Mainufer. Am Morgen setzt sich Katharina im Schlafsack auf und fährt sich durch die Haare: „Ähm, wie machen wir das eigentlich mit Duschens?“ Die Frage bleibt unbeantwortet im Zelt stehen. Wofür haben wir denn einen Fluss? Ich mache Kaffee, um sie abzulenken.

Katharina

Drei Tage schon unterwegs? Höchste Zeit zum Haarewaschen! Aber wo? Während sich Christoph mit Flusswasser rasiert, bleibe ich noch liegen. Christoph lockt mich mit frisch gebrühtem Kaffee. So lecker, wie es klingt, ist es aber nicht. Das liegt nicht nur am Kaffeesatz. Ich vermisse Espressokocher und Milchschaumer. Immerhin kommt mir das Wetter bei der Frisur zu Hilfe: Nasse Haare sehen besser aus als fettige.

7. MAI, SCHWABEN: WIE LANGE WOLLT IHR DENN UNTERWEGS SEIN?

Katharina

Am Berg überholt mich ein älterer Herr. Das kann doch nicht wahr sein! Ah, Elektromotor. Wohin wir fahren? „Nach Iran.“ – „Ich bewundere Sie“, sagt er. Oft hatten wir mit unserem Plan Verwunderung hervorgerufen. Christoph weniger als ich. Er ist in einer Ente nach Südafrika gefahren und hat Islamwissenschaft studiert. Ich aber hatte bisher wenig mit Muslimen zu tun. Werde ich mich als Frau in Iran wohlfühlen? Durch die Idee, mit dem Rad hinzufahren, wurde es mehr auch zu meiner Reise. Schon zum Kindergarten bin ich mit dem Rad gefahren, mit 13 Jahren schaffte ich 400 Kilometer in drei Tagen. Später Fahrradkurierin, Jedermannrennen. Das Rad ist mein Verkehrsmittel. Für den Weg nach Iran scheint es uns beiden ideal. Weil wir sehen wollen, wie diese fremde Welt Stück für Stück aus unserer entsteht.

Christoph

Der Wandel beginnt schneller als gedacht: Aus Wiesen und Wäldern werden Raps- und Kornfelder, statt Frankfurter Grüner Soße gibt es in Schwaben salzige Gebäckstangen namens „Seelen“ zu kaufen. Am Nachmittag fahren wir einen langgezogenen Hügel hinauf, oben ruhen Altherren-Radler in zu engen Trikots, starren auf unser Gepäck und feixen: „Wie lange wollt ihr denn unterwegs sein? Vier Wochen?“ Katharina reagiert schnell: „Vier Monate.“ Wir freuen uns über die nachhallende Stille.

18. MAI, BEI AUGSBURG: DIE TÜR DER WANDERHÜTTE STEHT EINFACH OFFEN

Katharina

Wir übernachten in einer Wanderhütte am Waldrand. Die Tür war offen, drinnen warteten Bollerofen und Holzscheite, was für ein Geschenk! Nachts wache ich auf – schlucken tut weh. Eine Mandelentzündung? Aber doch nicht jetzt! München liegt in Reichweite, dahinter Wien. Morgens unterdrücke ich die böse Ahnung mit Halstabletten. Die ersten Kilometer bergab gehen gut. Bei der leichtesten Steigung aber fahre ich so langsam, dass ich das Rad kaum in Balance halten kann. Es hat keinen Sinn.

Christoph

Zwei Uhr nachts, Katharina weckt mich: Halsschmerzen. Kann nichts daran ändern. In München könnten wir uns in der Wohnung eines Freundes ausruhen, der verreist ist. Doch nach acht Kilometern müssen wir in eine Pension. Das Fieberthermometer zeigt: Nichts geht mehr.

23. MAI, MÜNCHEN: ZUM VIRALEN INFEKT KOMMT EIN BAKTERIELLER

Katharina

Der Hals fühlt sich an wie mit Stahlwolle geschrubbt. Dass ich nach München den Bus genommen und mich dort ausgeruht habe, hat nicht gereicht. Zum viralen Infekt jetzt ein bakterieller. Der Arzt verschreibt acht Tage Pause. Wenn es nicht bald losgeht, schaffen wir es nicht mehr vor der Sommerhitze durch die Türkei. Christoph wird ungeduldig.

Christoph

Ein paar Tage Pause – denkst! Wir ziehen zu meinem Onkel bei München, ins Kinderzimmer meiner Kusine. Denn unsere Wohnung ist ja untervermietet. Wir hatten Entschleunigung gesucht. Aber so viel Entschleunigung?

11. JUNI, NIEDERBAYERN: WAS ANTWORTET MAN EIGENTLICH AUF „GRIASS EICH“?

Katharina

Seit gestern wieder auf dem Rad. Der Raps, an dessen Duft wir uns im Mai so erfreut hatten, ist verblüht. Nun freuen wir uns über Kornblumen und Mohn. Statt „Hallo“ ruft man uns „Griass eich“ zu. Was antwortet man darauf? Als uns ein einzelner Radfahrer entgegenkommt, bleibt keine Zeit zu überlegen. Ich rufe: „Griass eich!“

Christoph

In Niederbayern sehen wir die Spuren des Starkregens: unterspülte Straßen, weggerissene Brücken, verschlammte Häuser. Bei manchen stand das Wasser innerhalb einer halben Stunde im zweiten Stock. Wie oft haben wir unser Zelt direkt am Ufer aufgeschlagen! Ohne Katharinas Krankheit wären wir genau zum Regen hier durchgekommen.

17. JUNI, ÖSTERREICH: UND IN DER DÄMMERUNG TANZEN DIE GLÜHWÜRMCHEN

Christoph

Plötzlich sind die Ortsschilder weiß – wir haben die Grenze zu Österreich passiert. Graureiher ziehen über den Himmel, ein Biber gleitet ins Wasser, in der Dämmerung tanzen Glühwürmchen. Was meine Kollegen von früher wohl jetzt machen?

Katharina

Vom Regen am Morgen ist der Donauradweg wie leergewaschen. Unverhoffte Einsamkeit auf dem beliebtesten Fernradweg Europas. Christoph zündet sich beim Fahren eine Pfeife an. Wenn Zufriedenheit ein Geruch wäre, würde sie wie Pfeifenrauch riechen.

23. JUNI, WIEN: SO WIE HIER MUSS DER ORIENT RIECHEN

Katharina

Zum ersten Mal verstehe ich, was alle an Wien finden. Bei früheren Besuchen wirkte die Stadt auf mich übermächtig, vor der Prunkkulisie schrumpfte ich zusammen. Nun sehe ich vor allem schöne Menschen in schönen Kleidern durch die Parks flanieren und in Cafés plaudern. Wien, das nächste Mal ziehe ich mein schönstes Kleid für dich an!

Christoph

Spätestens wenn man über den Naschmarkt streift und all die Gewürze riecht, begreift man, dass es Richtung Orient hier entlang geht: So riechen Sarajevo und Istanbul!

25. JUNI, SLOWAKEI: WENN MAN WÜTEND IN DIE PEDALE TRITT, VERFLIEGT DER ÄRGER

Christoph

Wir haben in Wien bei einer guten Freundin gewohnt, und ich will ihre Wohnung unbedingt ordentlich hinterlassen. Das dauert. Als wir um 16.30 Uhr starten, fährt Katharina wie verrückt. Über die Internet-Plattform „Warmshowers“ – Couchsurfing für Radreisende – hat sie uns eine kostenlose Übernachtung in Bratislava organisiert und will nicht zu spät ankommen. 75 Kilometer bis 21 Uhr bei Hitze und Gegenwind. Nur einmal halten wir kurz, um im Stehen einen Biskuit zu essen.

Katharina

Anderthalb Stunden zu spät los. Christoph war eingefallen, dass er noch abwaschen, saugen und einkaufen wollte. Finde ich ja alles gut, aber wir sind in Bratislava mit Roberto verabredet. „Bitte nicht später als 21 Uhr kommen, damit wir noch etwas Zeit haben“, hatte er geschrieben. Wütend trete ich in die Pedale. Aber als wir ankommen, hat sich mein Ärger weggefahren. Im Pub will ich Bier kaufen. Ich frage an der Theke, ob sie auch Euro nehmen. „Wir haben hier auch Euro.“ Peinlich.

27. JUNI, UNGARN: JETZT MÜSSEN WIR ALLE PREISE DURCH 315 TEILEN

Christoph

In Ungarn ist es mit dem Euro vorbei, jetzt müssen wir alle Preise durch 315 teilen. Und die Worte sind auch mit ein paar Grundkenntnissen in europäischen Sprachen nicht mehr zu dechiffrieren. Wir fahren nach „Stadt mit N, langes Wort“ oder „Beginnt mit R und in der Mitte ein a“. Győr können wir gerade noch so aussprechen (wenn auch falsch, wir sagen „Gie-öhr“, es heißt aber „Güöe“). Was ein hübsches Städtchen, dieses Gie-öhr!

Katharina

Ungarn ist das vierte Land und schon das zweite neue für mich. Ich bin in Hamburg aufgewachsen, und noch lange nach der Wende kamen die Ostblock-Staaten auf der touristischen Landkarte meiner Eltern und Freunde nicht vor. Wir sehen Feldarbeiterinnen, deren Rücken krumm geworden sind. Wir sehen üppige Gemüsegärten vor sanierungshungrigen Häusern. Und ich ertappe mich dabei, das romantisch zu finden.

13. JULI, KROATIEN: HIER GIBT ES NOCH GRENZEN, DIE WIE GRENZEN AUSSEHEN

Christoph

Gestern zur ersten Grenze, die wie eine Grenze aussieht, mit Rasierklingendraht. Von Kroatien können wir nicht genug bekommen – die Störche, die Bauernhöfe aus Backstein, mit Rosen und freilaufenden Hühnern. Fast schade, dass wir es heute schon wieder verlassen. Denn weil wir es vor der Hitze nicht mehr durch die Türkei schaffen, haben wir beschlossen, den Sommer in Bosnien zu verbringen. Doch dann streichen wir. Katharina fährt schweigend vor mir her. Sie steuert einen Geldautomaten an. Weiß sie, dass der Kurs hier etwa 1 zu 7 ist, statt 1 zu 300 wie in Ungarn?

Katharina

In Kroatien geht es noch schöner weiter, als es in Ungarn aufgehört hat. Es kommt mir vor, als wären wir in ein Bilderbuch geraten. Dann aber streiten wir uns. Der Grund ist lächerlich, aber mich ärgert Christophs Kompromisslosigkeit. Manchmal bin ich mir nicht sicher, ob wir Teheran gemeinsam erreichen werden. Als ein Geldautomat auftaucht, hebe ich aus Versehen eine Null zu viel ab: 1500 Kuna – also 200 Euro statt 20. Heute schon das Land zu verlassen wäre Unfug. Wir werden also noch etwas weiter nach Osten fahren. Zumindest können wir beide darüber lachen.

14. JULI, KROATISCHE PROVINZ: WOLLT IHR NUN DOCH ETWAS ESSEN?

Katharina

Nachmittags zieht ein Gewitter auf und setzt uns in der Bushaltestelle eines Dorfs gefangen. Ich frage in einem Lädchen nach einer Pension. Gibt es nicht. Ob auch ein Zimmer okay wäre? Klar. Ein Mann namens Ivo führt uns zu seinem Haus. Er spricht weder Englisch noch Deutsch. Ein Nachbar übersetzt: „Ihr könnt hier bleiben. Habt ihr noch Fragen?“ – „Was kostet es?“ – „Nichts.“ Wir sind verwirrt. Wir dachten, Ivo würde Zimmer vermieten, als Zubrot zur Landwirtschaft. Erst mit der Zeit begreifen wir: Er hat uns eingeladen. Bloß weil wir von so weit weg kommen.

8. AUGUST, OSIJEK UND KOPACKI: AUS DREI TAGEN WERDEN DREI WOCHEN

Katharina

Je näher wir Osijek im östlichsten Zipfel Kroatiens kamen, desto mehr wollte Christoph diese Stadt wiedersehen. Vor elf Jahren war er schon mal dort, trotz der Kriegsschäden soll es dort schön sein. Aus drei Tagen Osijek wurden drei Wochen. Zum einen, weil wir immer mehr Leute kennenlernten, die wir gerne noch ein zweites oder fünftes Mal treffen wollten. Zum anderen, weil wir das Sumpfgelände Kopački Rit per Kanu erkunden wollten. Dort, wo die Drau in die Donau mündet, hocken Kormoran-Kolonien in den Silberweiden, über die Wiesen fliegen die seltenen Schwarzstörche in Scharen, und über ihnen kreisen Seeadler. Das einzig verfügbare Kanu gehört einem Campingplatz, also verbringen wir dort eine Nacht.

19. AUGUST, BOSNIEN: NACH DIESEN TUNNELFAHRTEN BRAUCHT MAN PAUSEN

Christoph

Bosnische Dreifelderwirtschaft: links ein Getreidefeld, rechts steht der Mais in voller Pracht, dazwischen ein halber Meter Hecke, und darin sagt ein angerostetes Schild mit weißem Totenkopf: Hier ist ein Minenfeld. Immer wieder sehen wir diese Schilder. Kilometerlang säumen sie die Straße, nur eine Armlänge entfernt. Alles hier ist verfallen, verwuchert, verrucht.

1. SEPTEMBER, SARAJEVO: DIESE STADT WIRD ZU EINEM ZUHAUSE

Katharina

Hatten wir in den ersten Tagen in Sarajevo überall nach den Spuren der Belagerung von 1992 bis 1995 gesucht, haben sich die Kriegsschäden mittlerweile weggeguckt. Plötzlich wird es fast schwer, an Krieg zu denken. Ein Städtchen, in einem Kessel grüner Berge zum Wandern, mit Linden- und Kastanienalleen zum Spazieren. Eine Stadt, in der die Architektur der Osmanen an die aus österreich-ungarischer Zeit grenzt. Nicht einmal den sozialistischen Bauten aus der Zeit der Olympischen Winterspiele 1984 verübelt man ihren Beitrag zum Stadtpanorama.

4. SEPTEMBER, KRAVICE-WASSERFÄLLE: CHRISTOPH HAT SCHLECHTE LAUNE

Christoph

Katharina hat einen Italiener kennengelernt, der uns in seinem Auto zu den Kravice-Wasserfällen mitnimmt. Sie sind unglaublich! Das Wasser stürzt 25 Meter in die Tiefe. Der See schimmert türkis bis dunkelblau. Wir springen hinein und duschen unter den Wasserfällen. Auch Katharina ist verliebt in den Ort. Eine gute Stelle, um ihr einen Heiratsantrag zu machen! Ursprünglich dachte ich: Wenn wir in Istanbul noch zusammen sind, frage ich sie. Aber eigentlich bin ich mir jetzt schon sicher. Wenn wir hier bleiben, haben wir morgen früh vielleicht den See für uns. Katharina findet die Idee gut. Dann sagt sie zum Italiener: „Wir bleiben noch eine Nacht. Du auch?“ Und der Italiener ist begeistert. Den ganzen Tag dackelt er uns hinterher. Soviel zum Heiratsantrag.



Paddel statt Pedale: Der geänderte Reiseplan verschafft Luft und Zeit – auch für einen Ausflug in ein anderes Element.



Gleit-Zeit: Christoph steuert das geliehene Kanu auf einem Altarm der Drau beim Sumpfgelände Kopački Rit in Nordostkroatien.

Christoph

Nach und nach erfahren wir mehr voneinander. Mit Pantomime, mit Zettel und Stift, mit kroatischen Brocken und deutschen wie „Arbeit“ oder „Urlaub“. Wenn die Kommunikation stockt, streicheln Ivo und wir abwechselnd den verschmusten Hofhund. Missverständnisse gehören dazu. Wir verstehen „Wollt ihr nun doch etwas essen?“ und versuchen zu sagen „Nein, macht euch keine Mühe“. Aber die Frage war, ob wir zum Essen gehen, das schon fertig auf dem Tisch steht. Als wir es kapieren, ist die Paprikasuppe mit Fleischklößen schon etwas kalt. Viele selbstgebrannte Schnäpse später gehen wir zu Bett. Unser Zimmer ist nicht etwa ein Gästezimmer. Es ist das Schlafzimmer von Ivo und seiner Frau Marija, das sie für uns geräumt haben. Was für ein Abend! Meine größte Sorge vor der Reise war, dass wir für die Einheimischen nur radelnde Geldbeutel sind. Morgen schlafen wir vermutlich in einer Pension. Wie langweilig.

Christoph

Wir treffen einige Fern-Radfahrer. Richard etwa, aus Stuttgart, um die 60 Jahre alt und Transporter-Fahrer, der mal wieder in seinem Leben die Zelte abbricht, um aufzubrechen. Er will nach Nepal. Oder einen Briten, der für eine „Charity-Sache“ nach Istanbul rast. Oder einen jungen Österreicher, der zwei Wochen lang nach Belgrad fährt. Alle finden es toll, dass wir mit dem Kanu in den Sumpf wollen. Aber Zeit, uns zu begleiten, hat niemand. Der Österreicher überlegt am längsten, aber dann sagt er: „Nein, das bringt meinen Plan durcheinander.“

Katharina

Wenn man nicht jeden Gipfel mitnehmen will, ist Fahrradfahren in Bosnien ein Nervenspiel. Dann geht's auf der schmalen Landstraße durchs Tal mit Autos, Bussen, Lastwagen. Anfangs fand ich den Rückspiegel peinlich, jetzt liebe ich ihn. Ohne den Lenker zu verreißen, kann ich sehen, ob das nächste Auto mir gefährlich wird. Auch die Warnweste habe ich aus der Tasche gekramt. Die kilometerlangen Tunnel sind der Horror. Danach braucht man ein paar Minuten Pause, damit der Puls runtergeht.

Christoph

Sarajevo wird zu einem Zuhause. An einer Sprachschule nehme ich Privatunterricht in Bosnisch. Im türkischen Buch-Café bekomme ich meinen Kaffee schon, ohne ihn zu bestellen. Aber plötzlich ist der Krieg wieder da. Als in unserer Wohnung morgens kein Wasser kommt, sagt unser Vermieter: „Das hatten wir seit dem Krieg nicht mehr.“ Und er beginnt zu erzählen. Wie sie Abwasserrohre schulterten, damit die Serben denken, sie hätten Panzerfäuste. Wie sein Haus besetzt wurde und wie es die Belagerer beim Rückzug nach dem Frieden von Dayton niederbrannten. Angezündet haben soll es ein serbischer Nachbar von einst. Das Haus, in dem wir wohnen, hat unser Vermieter neu gebaut. Der Nachbar ist später wiedergekommen und jetzt ein hohes Tier bei der Polizei. „Aber wir wollen nicht über den Krieg reden“, sagt unser Vermieter. „Genießt eure Zeit.“

Katharina

Ich stehe an einem der schönsten Orte, die ich in meinem Leben gesehen habe. Christoph fragt mich, ob wir noch eine Nacht bleiben wollen. Als ich die Frage an unseren Reisekameraden weitergebe, sehe ich aus den Augenwinkeln Christophs Gesichtszüge entgleiten. Zu spät. Jetzt hat Christoph schlechte Laune, und ich bereue meine vorschnelle Art. Natürlich wäre das hier ein perfekter Ort zu zweit gewesen.

NACH TEHERAN? MIT DEM RAD!

25. SEPTEMBER, SARAJEVO: LÄNGST IST ES ZEIT AUFZUBRECHEN

Christoph

Immer wieder haben wir den Aufbruch verschoben, obwohl wir ahnen, dass es längst an der Zeit ist. In meinem türkischen Stammcafé sagt einer: „Durch die Osttürkei im Winter? Da sind minus 30 Grad und meterweise Schnee!“ Zu Hause rechnen wir aus: Wenn wir vor dem Winter durchkommen wollen, müssen wir gestern los.

4. OKTOBER, ALBANIEN: BEIM BIER AM MORGEN PLAUDERN WIR MIT HÄNDEN UND FÜSSEN

Christoph

An einem heißen Vormittag in Albanien sehen wir Tische unter einer Pergola: eine Kneipe. Wir bestellen Bier. Die Männer am Nachbartisch prosten uns zu. Als einer aufbricht, zahlt er für uns. Zwei andere wollen auch unsere Biere bezahlen. Weil das nicht mehr geht, bestellen sie neue. Dann kommt ein alter Mann herüber, verwittertes Gesicht, aber Augen wie Odysseus' Hund. Wir plaudern in selbsterfundener Gebärdensprache. Unser Ziel erschreckt ihn, schon Tirana ist ihm nicht geheuer. Das haben wir oft erlebt: Der Höllenschlund tut sich immer im nächsten Dorf auf. Noch einer will ein Bier ausgeben. Ablehnen wird nicht akzeptiert. Dann lieber einen Schnaps aus der PET-Flasche, dazu Chips, Käse und gebratene Wurst. Danach möchte der alte Mann unsere Freundschaft mit einem weiteren Schnaps besiegeln. Wir können ihn auf Kaffee runterhandeln. Er schreibt uns seine Nummer auf – falls wir mal Probleme haben. Schließlich brechen wir auf: trunken nicht vom Alkohol, sondern von Seligkeit.

8. OKTOBER, TIRANA: SOGAR DIE STRASSENHUNDE SIND GEIMPFT

Christoph

Am Morgen schaue ich durch den Schleier des Nieselregens auf die grüne Bergkuppe an der Grenze. Bizar, wie sich dort die vielen abgerundeten Bunker in den Hang drücken. Errichtet von der Paranoia Enver Hodschas. Albanien, das uns so freundlich aufgenommen hat, war vor nicht mal 30 Jahren noch ein kommunistisches Land, das in völliger Isolation das Leben in der Steinzeit als höchste Stufe der Existenz propagierte. Tirana hat sich prächtig entwickelt. Die Straßen sind gefegt, die Straßenhunde geimpft, kastriert und mit Knopf im Ohr. Es gibt 30 Hostels. Vor ein paar Jahren waren es bloß zwei.

9. OKTOBER, GRIECHENLAND: DIE HUNDE VERSTEHEN NUR DIE EISENSTANGE

Christoph

Frühstück am einsamen Seeufer bei Sonnenaufgang. Dann: Griechenland. Ein neues Alphabet! Wenn man sich an die Formeln aus dem Physikunterricht erinnert, hat man fast alle Zeichen zusammen. Und auch viele Worte sind bekannt. Die Abfahrt von der Autobahn? Éxodos! Am Anfang aber sieht es eher nach Exitus aus. Viel Brache. Plötzlich fünf Straßenköter, die mich aggressiv anbellern. Keine Steine in Reichweite. Ich rufe. Endlich kommt Katharina, mit einer Eisenstange. Die Hunde verstehen.

13. OKTOBER, THESSALONIKI: UNVERHOFFT WIRD MAN BELOHNT

Katharina

Thessaloniki ist eine unverhoffte Belohnung für den Regen der vorherigen Tage. Mondän mit Boulevards und Hafenpromenade, Bars, Tavernen, Boutiquen. Doch bevor ich es genießen kann, falle ich ins Delirium – Durchfall und Fieber. Und vor uns 3400 Kilometer, große Berge, drohender Winter. Ich wünschte, die Reise würde in Istanbul enden.

17. OKTOBER, TÜRKISCHE GRENZE: STÜCK FÜR STÜCK LÜGEN WIR UNS VORAN

Katharina

Seit gestern sind wir zu dritt. Tobi aus Köln will auch mit dem Rad nach Iran. Wir verstehen uns gut. Wir hatten beschlossen, ein gemeinsames Lager aufzuschlagen, und fahren auch heute zusammen. Die ersten 30 Kilometer geht es über Schotterpfade an der Küste entlang. Wunderschön! In der zweiten Tageshälfte wird Radfahren zur Tortur. Dieser Wind! Meine Oberschenkel brennen, ich hechle wie ein Hund.



Fall für zwei: Die Kravice-Wasserfälle wären ein perfekter Ort für den Heiratsantrag. Doch aus dem Plan wird nichts.



Solo-Trip: Thessaloniki muss Christoph im Alleingang erkunden – Katharina leidet an Durchfall und Fieber.



Vier Radler: Unterwegs sind auch andere Fernradfahrer dabei wie Tobi (links) und Alice (rechts), hier am Marmaramees in Istanbul.

Katharina

Heute rollen wir Richtung Montenegro. Wir übernachten in einem Motel, in dem wir die einzigen Gäste sind. „Die Saison ist vorbei“, sagt der Wirt.

Katharina

Oh wie schön ist Großzügigkeit! Eine nette Geste, zum Lohn eines Lächelns. Ich vermisste das in Deutschland. Ich vermisste das an mir. Ich sage mir: Du hast noch nicht genug Geld, um großzügig zu sein. Das ist nicht gelogen, auch zu mir selbst bin ich es oft nicht. Trotzdem weiß ich, dass es daran allein nicht liegt. Es ist eine Enge im Herzen. Und die haben die Albaner nicht. Kann man das trainieren?

Katharina

Am Vormittag haben sich die Wolken verzogen. Wir kommen nach Mazedonien, in ein Tal voller Apfelplantagen. In den Kronen klettern Erntehelfer. Und wer keine Äpfel erntet, trocknet Paprika oder stapelt Holz. Der Herbst ist überdeutlich.

Katharina

Griechenland ist in der EU. Das heißt: Ich habe wieder Internet auf dem Handy! Und da kommt auch schon eine interessante Mail, für die ich kurz halte: Unsere Untermieter wollen länger in der Wohnung bleiben. „Katharina!“, ruft Christoph ungehalten. Ja, ja, denke ich. Gleich wird ihn die Nachricht auch freuen. „Katharina, komm verdammt nochmal!“ Als ich ihn sehe, verstehe ich. Er ist umringt von wilden Hunden. Ich sammle Steine auf und finde sogar eine Eisenstange, mit der ich ritterlich auf die Hunde zufahre.

Christoph

Katharina braucht Ruhe, ich mache mich auf in die Stadt. Hatte fast vergessen, wie schön es ist, auch mal alleine zu strömen. Straßen, Gerüchen, Geräuschen nachspüren, sich von der Stadt verschlingen lassen und an einer anderen Ecke wieder ausgespuckt zu werden. Zu zweit stolpert man allenthalben über Kompromisse.

Christoph

Eine der schönsten Etappen unserer Reise. Sie geht über Stock und Stein, oft in Sichtweite der Steilküste, an knorrigen Olivenbäumen vorbei und gelegentlich an Ziegenherden. Mit Schwung rasen wir die Schotterhänge runter. Später: Wind, Wind, Wind. Wir kriechen mit zehn Kilometern in der Stunde voran. Aber zu dritt können wir abwechselnd im Windschatten fahren. Und immer wenn einer sagt, dass wir unser heutiges Ziel, die Grenze, aufgeben sollten, sagt ein anderer: Ach, das ist doch nicht mehr weit! Der Wind lässt bestimmt bald nach! Stück für Stück lügen wir uns bis nach Ipsala.



Das sind Gastgeber: Deniz, eine gute Freundin von Christoph, führt die beiden in Istanbul aus.



Mitfahrlegenheit: Über die İstiklal, die Haupteinkaufsstraße Istanbuls, geht es ausnahmsweise mit der Tram.



Frühstück mit Ofen: Der Keller ist der einzige beheizte Raum bei Harun und seiner Mutter. Umso wärmer ist die Gastfreundschaft.

26. OKTOBER, ISTANBUL: MANCHE REISEFREUNDSCHAFTEN HALTEN LANGE

Katharina

Istanbul, Shakehands zwischen Asien und Europa. Das fasziniert mich seit Jahren, gleichzeitig war ich mir sicher, dass mich die 15-Millionen-Stadt überfordern würde. Doch es ist entspannter als gedacht, der Wind am Bosphorus tut meiner Seele gut. Allerdings sind auch kaum Touristen da, wegen der Anschläge in den vergangenen Monaten. Ich denke oft daran, wenn ich mir einen Weg vom Taksim-Platz über die Einkaufsstraße İstiklal in die Stadt bahne.

Christoph

Manche Reisefreundschaften halten lange: In Istanbul wohnen wir bei Deniz, die ich vor zwölf Jahren in Kairo kennengelernt habe. Trampen, Wandern, Radreisen ist nicht ihre Welt, sie ist mehr das Sex-in-the-City-Girl, Istanbul Edition. Eigentlich habe ich die Stadt immer nur zusammen mit Deniz erkundet. Wenn ich von Istanbul schwärme, dann meine ich eigentlich meine Zeit mit ihr. Auch Katharina lässt sich von ihrer direkten Art anstecken. Freundschaft hält 40 Jahre, sagen die Türken. Bleiben noch 28.

3. NOVEMBER, AUFBRUCH AUS ISTANBUL: DIESE MASCHE IST ALLZU BILLIG

Christoph

Als wir bei Deniz aufbrechen, will Katharina noch in das Hotel gegenüber. Der Hotelier hatte ihr angeboten, ihr die Zimmer zu zeigen, als sie mal dort im Café saß. Das will sie noch schnell tun. So eine platte Anmache, und sie merkt das nicht? Als sie nach zehn Minuten nicht wiederkommt, lasse ich das gepackte Rad stehen. Eine Rezeptionistin versucht den Typ zu finden, nach einer Minute tritt er mit Katharina aus dem Fahrstuhl. Mit den Gelhaaren sieht er so schleimig aus, wie ich ihn mir vorgestellt habe. Er lädt uns ein, bald wiederzukommen. Ja, ja, inschallah.

Katharina

Christoph hatte Recht: Der Hotelier ist schmierig, die Masche billig. Im Fahrstuhl stupst er meine Nase an. Es ist schon das zweite Mal, dass mir ein Angestellter in einem türkischen Hotel zu nahe kommt, aber auch diesmal bin ich zu perplex. Wie absurd, sich noch mit ihm die Zimmer anzusehen! Er nimmt meine Hand, fragt, ob ich einen Freund habe. „Ja!“ Ob er mich trotzdem küssen dürfe. „Nein!“ Als Christoph wütend in der Lobby steht, tue ich, als sei nichts gewesen. Ich will nur weg, es ist mir peinlich, dass ich die Situation falsch eingeschätzt habe. Ich werde es Christoph erzählen. Aber nicht jetzt.

4. NOVEMBER, PARKPLATZ IM GEBIRGE: IRGENDWANN HÖREN DIE SCHÜSSE AUF

Katharina

Wegen der amerikanischen Sanktionen können wir in Iran kein Geld abheben. Als wir einen Automaten finden, der Euro ausgibt, holt jeder von uns 600 Euro. Kein gutes Gefühl, so viel Geld mit mir rumzutragen. Abends biegen wir von einer Nebenstraße auf einen schlammigen Weg ab, um am Rande eines Feldes unser Zelt aufzubauen. Dann fährt ein Auto auf den Parkplatz nebenan. Türkische Popmusik. „Ich schau mal nach“, sagt Christoph. „Nur ein Mann, der telefoniert. Aber warte mal mit dem Kochen. Das ist zu laut.“ Ein zweites Auto. Dann fallen Schüsse. Tak, tak, tak, tak, tak. Ich kenne dieses Geräusch nur aus Filmen. Ich stelle mir vor, wie auf dem Parkplatz jemand zu Boden sinkt. „Eine Maschinenpistole“, flüstert Christoph. „Das ging durchs Gebüsch über unsere Köpfe, wir müssen weg.“ Geduckt schleichen wir die Wiese hinunter, legen uns flach auf den Boden. Christoph hatte darauf bestanden, dass unsere Ausrüstung unauffällig ist: schwarzes Fahrrad, dunkelgrünes Zelt, dunkle Regenjacke. Auf der Straße hatte ich mir manchmal Neonfarben gewünscht, aber jetzt bin ich froh, dass ich unsichtbar bin. „Vielleicht ein Waffenhändler, der seine Waffen vorführt“, sagt Christoph. Was, wenn er unsere Spuren im Schlamm entdeckt? Plötzlich sehe ich jemanden an unserem Zelt. Ich stelle mir vor, wie es sich anfühlt, wenn mir in den Bauch geschossen wird. Mein Herz schlägt fest, trotzdem bin ich merkwürdig ruhig.

Christoph

Mit der kurzen Salve zerfällt die Nacht in ein Vorher und ein Nachher. Im Nachher verspüren wir keinen Hunger und keine Müdigkeit, nur äußerste Anspannung. Wir huschen zu einer abschüssigen Stelle, so dass selbst flaches Feuer uns nicht erreicht, und warten. Dann tauchen Schatten am Zelt auf. Es sind Hunde, drei Stück. Katharina, die manchmal schreit, wenn sie erschrickt, bleibt ruhig. Was werden die Hunde machen? Es gibt nichts, was wir tun können, außer nichts zu tun. Und dann geschieht ein Wunder: Ein Hund bemerkt uns und schreckt zusammen – doch er trottet lautlos davon. Vom Parkplatz hören wir Stimmen, dazwischen hämmernd der eigene Herzschlag. Ich robbe zurück zum Zeltplatz, hole Wertsachen und einen Schlafsack. Dann schleichen wir den Feldrand entlang. Wieder wird geschossen, aber nicht auf dem Parkplatz. Pistolenschüsse, Gewehrshüsse, wie Schießübungen. Als wir über eine Anhöhe schleichen, glauben wir die Schützen im Rücken zu haben. Doch das Echo hat uns getäuscht. Die Schüsse kommen von einem kleinen Bauernhof voraus. Also auch dieser Ausweg versperrt! Wir ziehen uns in den Wald zurück. Zwischen Dornen und wildgewachsenen Bäumen werden wir im Schafsack warten bis zum Morgengrauen. Wenn nicht vorher jemand unseren hektisch verlassenen Zeltplatz findet und unseren Spuren folgt. Irgendwann hören die Schüsse auf.

5. NOVEMBER, IM GEBIRGE: TEE WÄRMT DIE FINGER UND DAS GEMÜT

Christoph

Irgendwann dämmert es. Als ich zum Zeltplatz schleiche, finde ich ihn unverändert, der Parkplatz ist verlassen. Schnell packen wir. Als ich die letzte Tasche hole, hallt ein einzelner, lauter Schuss durch das Tal. Zufall? Vermutlich. Doch daran glauben wir erst, als wir weit weg sind. Es regnet in Strömen. Wir sind dreckig, übermüdet und nass. Aber ich weiß: Katharina und ich können aufeinander zählen.

Katharina

Vom Zelten habe ich erstmal genug. Der prasselnde Regen stört mich dafür gerade wenig. Ich bin froh über jeden Kilometer, den wir uns entfernen. Später machen wir Pause in der Teebude einer Moschee, wärmen Finger und Gemüt an einem Glas süßen Tees, während unsere Jacken am Bollerofen trocknen. Ich bin stolz auf uns. Wir waren ein gutes Team!

10. NOVEMBER, ÇİFTELER: DIE POLITISCHEN ANSICHTEN GEHEN AUSEINANDER

Christoph

In Eskişehir zu Gast bei zwei Studenten: Doğucan und Doğukan. Der erste begeisterter Radfahrer, beide begeisterte Gastgeber. Doğucan begleitet uns über 70 Kilometer bis nach Çifteler. An einer Tankstelle spricht er mit einem Tankwart. Dann sagt er zu uns: „Das ist ein Freund. Bei ihm könnt ihr übernachten.“ Harun ist ein Radfahrer, den Doğucan über eine Facebook-Gruppe kennengelernt hat. Während Doğucan ein schniekes Tourenrad hat, fährt Harun auf einem altersschwachen Drahtesel mit bunter Knüpfertasche quitschend seine Runden.

Katharina

Harun ist Ende Dreißig, Junggeselle und wohnt bei seiner Mutter. Wir bekommen das Gästezimmer, setzen uns aber erstmal mit den beiden in den Keller zum Holzofen. Es gibt weder Tisch noch Stuhl. Trotzdem ist es gemütlich. Vielleicht liegt es an dem Tablett mit dem Teeservice. Oder an der Gastfreundschaft. Noch bevor unser Glas leer ist, schenkt uns Haruns Mutter nach. Wenn wir ein Wort nicht verstehen, wiederholt Harun es drei, vier Mal. Dann schauen wir es im Wörterbuch nach. Später kommen Nachbarn vorbei, die in Deutschland gelebt haben. Ein bisschen Deutsch reden, Gebetskette in der einen, Tee in der anderen Hand. Klar gehen die politischen Ansichten der Türkei und Deutschlands auseinander. „Aber Mensch ist Mensch“, sagt der Nachbar.



Weiß-Raum: Am Tuz Gölü in der Türkei erschaffen Pflanzen und Salz bizarre Skulpturen.

NACH TEHERAN? MIT DEM RAD!



Teatime: Alice begleitet Katharina und Christoph durch die Östürkei. Überall gibt es schwarzen Tee in Tulpengläsern.

13. NOVEMBER, TUZ GÖLÜ: DER SALZSEE SIEHT AUS WIE AUS BLUMENKOHL

Katharina

Wir fahren durch eine Wüste zum Tuz Gölü, dem Salzsee. Er liegt da wie Blumenkohl in Wasser. Dazu diese Weite, herrlich! Wenn ich Christoph wäre, ich würde mich jetzt fragen, ob ich einen Antrag mache. Ich weiß, dass er das vor hat. In Sarajevo hat er einmal im Internet nach Verlobungsringen gesucht, als ich zur Tür rein kam. Ich habe natürlich abgestritten, etwas gesehen zu haben. Nur: Wann fragt er denn endlich?

Christoph

70 Prozent des in der Türkei konsumierten Salzes kommen aus dem Tuz Gölü, und auch wir füllen unseren Salzstreuer hier. Wir bewundern die irrwitzigen Figuren, die sich aus Pflanzen und Salz gebildet haben, und Katharina kann es nicht lassen zu sagen, dass man hier gut einen Heiratsantrag machen könnte.

18. NOVEMBER, KAPPADOKIEN: WILLST DU MICH HEIRATEN?

Christoph

Wir wandern durch die schneebestäubte Ihlara-Schlucht. Der Fluss glitzert, an den Ufern steht noch saftiges Gras. In den Tuffstein haben Christen vor über 1000 Jahren um die 50 Felsenkirchen gehauen, von denen wir einige besichtigen. Es sind keine Hallen, in denen man sich verloren vorkommt, sondern akkurat gemeißelte niedrige Kuppeln, in warmen Farben bemalt. Von der Decke blicken Jesus, der Heilige Georg und die Apostel zu uns herab. Wir klettern auf einen Felsvorsprung, den zweiten Stock einer Höhlenkirche, und schauen ins Tal, das in der Sonne festlich aussieht. Der perfekte Moment! Ich frage Katharina: „Willst du mich heiraten?“ Sie lacht und sagt: „Ja.“

Katharina

Nirgendwo habe ich Natur und Kultur je so miteinander verflochten gesehen. Und wir haben das Ihlara-Tal fast für uns, höchstens einem Dutzend Leuten begegnen wir. Für die Wirtschaft ist der nach Anschlägen und Putschversuch eingebrochene Tourismus natürlich eine Katastrophe. Für uns ist es ein Glück. Verliert doch jeder Ort an Magie, wenn man ihn mit Hunderten Touristen teilt. An diesem sonnigen Herbsttag bleibt der Zauber erhalten. Ich vergesse vollkommen, daran zu denken, wie perfekt der Ort doch wäre, um . . . Und Christoph fragt: „Willst du mich heiraten?“

29. NOVEMBER, OSTATANOLISCHES HOCHLAND: WIR HÖREN ZWEI GLORREICHE HALUNKEN

Christoph

Wir haben Alice wiedergetroffen, die von England nach Australien will. Sie war mit uns ein Stück nach Istanbul gefahren und will in Georgien überwintern. Wir wollen Weihnachten in Teheran feiern. Einige hundert Kilometer können wir zusammen fahren. Gestern haben wir neben einem halb zugefrorenen Bach in den Bergen gezeltet. Am Morgen will der Spiritus nicht angehen, weil er zu kalt ist. Also entfachte ich ein Feuer aus Holz und Kuhfladen, auf dem wir Porridge und Kaffee kochen. Der Wind kommt aus der falschen Richtung, unsere Stimmung aber dreht sich. Auf den Rädern hören wir aus einem Lautsprecher Chansons („Je vole“). Da wirft sich uns der Wind mit voller Kraft entgegen. Musikwechsel: Italowestern, „Zwei glorreiche Halunken“. Wir treten beschwingter. Als wir auf 2200 Metern den Pass erreichen, fegt der Wind so wild, dass wir die Musik nicht mehr hören. Egal – in der Wildheit des Windes fühlen wir uns lebendig.

Katharina

Alice ist eine wunderbare Reisekameradin! Ihr Humor, ihre unerschütterliche Zuversicht. Außerdem ist sie ein prima Windschattenspender. An Tagen wie diesen ist das die Rettung. Auch wenn dabei die Landschaft aus dem Blick gerät, der nur noch zwischen Straße, Hinterrad und Tacho pendelt. Die Tagesstrecke zerfällt in Nachkommastellen. Wenn dann auch noch die Straße ansteigt, fragen die Muskeln: „Warum tust du uns das an?“ Aber heute ist ein Tag, da können wir über den Wind lachen, auch wenn er noch so stark bläst. Meter um Meter nähern wir uns dem Pass. Als wir ankommen, sagt der Kopf zu den Muskeln: „Darum!“

1. DEZEMBER, FAHRT NACH ERZICAN: SACHTE LENKEN, WOHLDOSIERT BREMSEN

Christoph

Der erste Schnee. Knöchelhoch liegt er auf der Straße. „Wie lange bleibt der normalerweise liegen?“, fragen wir die Lehrer in unserem Wohnheim. „Bis April.“ Die Hauptstraße ist sicher frei, denken wir, und schlagen die Ratschläge der Lehrer in den Wind. An der Hauptstraße sehen wir: Nichts ist geräumt. Das war's!

Katharina

Als Christoph die zugeschnittene Hauptstraße sieht, will er umdrehen. Alice und ich wollen es versuchen. Grummelnd fügt er sich. „Sachte lenken, wohldosiert bremsen“, doziere ich. Langsam arbeiten wir uns voran. Die Reifen haften gut auf dem Neuschnee. Plötzlich rumst es hinter mir. Alice liegt unter ihrem Rad halb auf der Fahrbahn, und ein Lastwagen naht! Ich brülle: „Lorry!“ Da erst bemerkt sie ihn. Ich bin zu weit weg, um zu helfen. Der Fahrer hupt, fährt einen Bogen. Verdammt. Viel. Glück. Als wir weiterfahren, sehe ich die Szene immer wieder vor mir. Ich hätte ihr nicht helfen können.

2. DEZEMBER, FAHRT NACH TERCAN: DAS HINTERRAD BRICHT AUS

Christoph

Wir genießen das fast geräuschlose Dahingleiten im Schnee. Doch Jacke, Hose und Schuhe sind durchweicht. An einer Tankstelle trocknen wir die Socken am Holzofen. Der Tankwart lädt uns zu Tee ein und die Truckfahrer zum Frühstück. Wir kommen gut voran. Plötzlich ein Knall. Mein Hinterrad bricht aus. Überraschend schnell habe ich es unter Kontrolle und stehe. Der Mantel ist aufgeplatzt, der Schlauch hinüber. Während ich mein Fahrrad im Schneegestöber auf den Sattel drehe, machen Alice und Katharina schon Hampelmänner, um nicht auszukühlen. Schnell das Rad lösen. Ratsch – plötzlich habe ich den Umwerfer in der Hand. Falsche Schraube erwischt! Ich schraube ihn provisorisch fest. Als wir weiterfahren, habe ich nur zwei von 27 Gängen, nicht viel Luft auf dem Reifen, und im Dunkeln merke ich, dass meine Lampe nicht mehr funktioniert. Die Temperatur fällt, der geschmolzene Schnee wird zu Glatteis. Immer wieder schlittert einer. Im Schnee durch die Türkei? Bescheuert!

Katharina

Heute Morgen noch alles toll: Vor den verschneiten Bergketten wirken die einsam stehenden Häuser hoffnungsvoll. Ich winke einem Zug, der durch das Tal rumpelt. Er grüßt zurück mit zwei tiefen Huptönen. Nachmittags platzt Christophs Reifen. „You never arrive before you arrive“, sagt Alice. Christoph dreht das Rad um. „Fuck“, sagt er dann. Er hat den Umwerfer abgeschraubt. Ein besserer Kommentar fällt mir jetzt auch nicht ein.

6. DEZEMBER, ERZURUM: UND WIR HATTEN BEFÜRCHTET, ES WÄRE ZU HEISS

Katharina

Am Anfang der Reise hatten wir befürchtet, es könnte in der Osttürkei zu heiß sein. Heute, als Alice Richtung Georgien aufbricht, sind minus 15 Grad. Wir bleiben noch, um Weihnachtskarten zu schreiben, Räder zu reparieren, bessere Handschuhe zu kaufen und das Iran-Visum zu beantragen.

11. DEZEMBER, ELESIRT: DIESE 700 HÖHENMETER WAREN NICHT VORGEGEHEN

Katharina

Gestern ein Doppelzimmer für acht Euro über einer Teebude, in der unten Männer am glühenden Bollerofen Karten spielten. Unsere Räder übernachteten in einer Tankstelle, die soll ab acht Uhr auf haben. Hat sie aber nicht. Erst um neun Uhr sind wir auf der Straße. Jetzt müssen wir uns beeilen. Dann taucht ein Pass auf, den die elektronische Routenberechnung nicht anzuzeigen hat. Der Gedanke daran, Weihnachten in einer ollen Pension zu feiern statt in Teheran, deprimiert mich, motiviert aber auch, die 700 zusätzlichen Höhenmeter hinter mich zu bringen. Noch länger als der Anstieg dauert die Abfahrt. Auf Eis zu fahren habe ich im Berliner Winter gelernt. Trotzdem durchschießt es mich wie ein Stromschlag, wenn das Rad ausbricht. Christoph flucht und schiebt, schlägt sich aber wacker. Warum aber fährt er so langsam, als der Berg vorbei ist?

13. DEZEMBER, IRANISCHE GRENZE: WIR TRAGEN BARGELD FÜR ZWEI MONATE AM KÖRPER

Christoph

Nach unendlich viel Neuschnee am Morgen sind mittags die Straßen gut befahrbar, später sogar trocken. Glücklicherweise jagen wir am Ararat entlang. Während man bei einem schwimmenden Eisberg nur die Spitze sieht, sehen wir vom Ararat nur den Fuß. Den Rest verhüllen Wolken. Dann die Grenze: Wir wollten eigentlich erst morgen einreisen, um jeden Tag des Visums auszunutzen. Aber auf türkischer Seite gibt es nur ein kleines Dorf ohne Hotel. Wir könnten zelten, aber wir tragen Bargeld für zwei Monate am Körper. Und dass das so ist, kann sich hier jeder ausrechnen. Also: Iran!

15. DEZEMBER, KOSCHKSARAY: ES DAUERT NICHT LANGE, BIS WIR EINGELADEN WERDEN

Christoph

Von so vielen hatten wir es gehört: Iran übertrifft alles an Hilfsbereitschaft, was ihr kennt. Wie zum Beweis hält schon am ersten Morgen ein Autofahrer, um uns zum Übernachten einzuladen. Immer wieder fragt einer, ob wir Hilfe brauchen. Heute ist der Schnee zurück – und wir müssen zehn Kilometer zur Hauptstraße schieben. Das dauert. Vor allem, weil jeder Autofahrer hält, um zu sagen, das sei nicht der richtige Weg. Wissen wir. Ist 'ne Abkürzung. Wir zeigen die Karte. Er versteht nach einer Weile. Dann weiter bis zum nächsten Hilfswütigen.

17. DEZEMBER, BOSTANABAD: DIE POLIZEI STOPPT UNS AUF DER AUTOBAHN

Katharina

Vor Iran hatte ich mir vor allem Gedanken gemacht übers Kopftuchtragen und den Umgang mit Männern. Das Kopftuch und ich sind noch keine Freunde, aber auf der Straße trage ich sowieso Sturmhaube und Mütze gegen die Kälte, wie Christoph. Was die Männer angeht: In den ersten Tagen hatte ich das Gefühl, dass mich trotz aller Gastfreundschaft die meisten Männer etwas grimmig ansehen. Vielleicht, weil sie nicht gut finden, dass ich Rad fahre (der religiöse Führer lehnt es schließlich ab); vielleicht, weil es sich nicht schickt, fremde Frauen anzulächeln. Mittlerweile habe ich aber viele Männer getroffen, die sich ganz selbstverständlich nicht nur mit Christoph, sondern auch mit mir unterhalten. Manche geben mir sogar die Hand. Und hinter Wohnungstüren ist sowieso alles nicht so kompliziert.



Stochern im Nebel: Im Winter in der Ost-Türkei stellt sich schon mal die Frage: „Warum das alles?“



Kalt erwischt: Auf den letzten Kilometern der Tagesetappe in der Ost-Türkei platzt der Schlauch an Christophs Hinterrad.



Nimm zwei: Immer wieder halten in Iran Autofahrer, um Hilfe oder Geschenke anzubieten. Hier gibt es Walnüsse in Bostanabad.

Christoph

Zum ersten Mal stehe ich in einem Konsulat, und der Beamte sagt: „Setzen Sie sich doch!“ Auch vor dem Schalter stehen Sessel. Die Beamten machen das Visum noch in ihrer Mittagspause fertig. Wenn es in Iran auch so ist, hat sich alles gelohnt! Wenn man von West nach Ost durch die Türkei fährt, reist man durch einen Trichter islamischer Provinzialität. Je mehr Osten, desto weniger Varianz im gelebten Glauben. Miniröcke in Istanbul, Wein in Kappadokien, in Erzurum: kein Alkohol auf der Karte, viele Frauen ganz in Schwarz, im Restaurant getrennte Sitzbereiche für Männer und Familien.

Christoph

Hinter dem Pass sind von zwei Fahrbahnen höchstens anderthalb geräumt – für uns und für Lastwagen aus beiden Richtungen. Am Rand gepresster Schnee und verklumptes Eis. Mehr als einmal schlittere ich seitwärts. Immer wenn ich neuen Mut gefasst habe, rutsche ich so unerwartet und heftig, dass ich zu spüren meine, wie das Adrenalin meine Haarspitzen weiß färbt. Oft wird es so eisig und eng, dass ich warten oder schieben muss. In der Dämmerung radeln wir auf die einzige Stadt zu, die auf den nächsten 40 Kilometern auf den Karten verzeichnet ist. Für mich ist klar, dass wir hier übernachten. Für Katharina nicht. Wie kann sie jetzt weiter wollen?

Katharina

Auf den letzten Kilometern vor der iranischen Grenze liegen Hunderte leere Schnaps-, Bier- und Weinflaschen im Straßengraben. Mir aber bleibt mein letztes Bier verwehrt. Alkohol kann man in der Türkei nur im „Tekel“ kaufen. Schon in Erzurum gab es nur eine Handvoll dieser dubiosen Kioske, in denen man sich fühlt, als hätte man nach einer Pistole mit Schalldämpfer verlangt, nicht nach fünfprozentigem Alkohol. An der Grenze lege ich ein Kopftuch an, wie es das iranische Gesetz vorschreibt. Dauernd verrutscht es.

Katharina

Abends in Koschksaray gibt es keine Pension, aber es dauert nicht lange, bis wir eingeladen werden. Unsere Gastgeberin ist Ende dreißig und Lehrerin in Tabriz. Fürs Wochenende ist sie mit zwei Kolleginnen und zwei Schülerinnen in ihre Heimatstadt gekommen. Sie trägt einen legeren Schal im Haar, ihre Kollegin nimmt im Haus ihr Kopftuch ab, ihre Haare sind kurz und blondiert. Nach der ersten Aufregung und einer köstlichen Gemüsesuppe beginnt die Fragerunde: Dürfen Frauen in Deutschland mehrere Männer haben? Kommt man ins Gefängnis, wenn man seinen Ehepartner betrügt? Kann man als Ausländer ein Haus kaufen? Sie sind neugierig auf alles. Und wir lernen, wie man einen Perserteppich knüpft, und dass man Granatäpfel wie Capri-Sonne-Päckchen aussaugen kann, wenn man sie vorher knetet.

Christoph

Wir wechseln auf die Autobahn, weil die einen breiten Seitenstreifen hat. Katharina murrte. Das sei bestimmt nicht erlaubt. Nicht, dass wir im Gefängnis landen! „Das läuft hier nicht so“, sage ich und ignoriere die Verbotsschilder. Aber als mich ein Polizist rauswinkt, wird mir doch mulmig. „Woher kommen Sie? Wie ist Ihr Name?“ Und dann: „Möchten Sie einen Tee?“ Als Katharina ankommt, strahle ich sie mit einer dampfenden Tasse in der Hand an. Weitere Einladungen folgen: Mitten im Schneegestöber halten Autos, ganze Familien steigen aus, die Kinder beobachten frierend die vereisten Ausländer, die von den Eltern mit Schokoriegeln vollgestopft werden. Abends in Bostanabad müssen wir Geld tauschen. Die Wechselstuben haben schon zu. Ich frage auf Persisch herum. Schließlich führt mich ein Schneider zu einem Krämer, der in seinem Telefonbuch eine Nummer findet von einem, der den Kurs weiß, und der dann kommt, um bei Tee und Gebäck zwischen Einlegesohlen und Schuhwachs das Geld zu tauschen.

20. DEZEMBER, IM GEBIRGE: WIR FEIERN DIE LÄNGSTE NACHT DES JAHRES

Katharina

Wo bleibt Christoph? Ein Auto hält an, und der Fahrer gibt mir einen Zettel: „Bitte zurückkommen, habe einen Platten. Kuss.“ Der Schlauch ist schnell gewechselt, aber beim Einbauen bricht die Achse. Kann man nichts machen, Christoph muss trampeln. Ich genieße es, mal wieder alleine zu fahren, in dem Tempo, in dem ich will. In Zandschan lässt mich ein Junge das Internet auf seinem Handy benutzen, und ich erfahre, dass Christoph bei einer Familie auf mich wartet. Am Abend wird Yalda gefeiert, die längste Nacht des Jahres. Bei den Eltern der Mutter tragen die Frauen Tschador, ich rücke ständig mein Kopftuch zurecht, damit man keine Haare sieht. Alle freuen sich, man sitzt entspannt auf dem Boden, den Arm auf ein Kissen gestützt. Die Kinder rennen durch die Mitte, später wird dort ein Tisch Tuch ausgerollt für die Speisen. Bei der Familie des Vaters steht ein Kursi in der Mitte, ein beheizbares Gestell, über das eine riesige Decke gelegt wird. Die ganze Großfamilie sitzt rings herum und steckt bis zur Hüfte unter der Decke. Die jüngeren Frauen tragen hier ihre Kopftücher wie ein Modeaccessoire, dazu enge Jeans und Blusen. Während wir Wassermelone und Wackelpudding essen, werde ich zu ihrem Lieblingsthema befragt: Männer und Frauen. „Wenn du in Iran Single bist, dann bist du wirklich Single“, sagt eine. Naja, so ganz stimmt das nicht, sagt sie dann. Sie selbst habe drei Jahre lang eine heimliche Beziehung mit ihrem heutigen Mann gehabt.

22. DEZEMBER, QAZVIN: WIEDER EINEN PLATTEN, UND WIR FINDEN KEIN LOCH

Christoph

Wieder einen Platten. Wir finden kein Loch. Es bleibt nichts anderes übrig, als immer wieder aufzupumpen. Erst alle 20 Kilometer, am Abend alle fünf. An einer Baustelle am Eingang von Qazvin zwängt sich ein Rennradfahrer an mir vorbei. 50 Meter weiter wartet er, aus Neugier. „I'm a cyclist“, sagt er. Aha, schau an. Er fragt, ob er helfen kann. Nein. Ich will in ein Hotel, den verdammten Reifen flicken und morgen früh weiter. Der Zeitplan ist so vielleicht zu halten. Der Cyclist ist hartnäckig. Als ich wieder aufpumpe, kommt er mit Katharina ins Gespräch. Sie verkündet: „Er bringt uns zu einem Hotel.“ Das Hotel, das nach zwei Minuten auftaucht, ist seiner Meinung nach „nicht gut“. Also weiter. Als ich zum zweiten Mal neu aufpumpen muss, platzt mir der Kragen. „Wo ist das verdammte Hotel?“ Er bleibt ruhig. „Ein Kilometer.“ Nach vier Kilometern rolle ich mit plattem Reifen auf den Hof des Hotels, das viel zu teuer aussieht, weit weg von unserer Route liegt – und ausgebucht ist. Katharina spürt, dass ich explodieren könnte, der tumbe Radheld spürt nichts. Bald wimmelt sie ihn ab. Dann finden wir eine günstige, nette Herberge direkt an unserem Weg. Da hätten wir vor drei Stunden schon sein können.

23. DEZEMBER, KARADSCH: DIE GASTFREUNDSCHAFT IST DIE SCHÖNSTE SEHENSWÜRDIGKEIT

Christoph

Morgens: ein platter Reifen und eine Pumpe, die sich nicht mehr retten lässt. Weil Freitag ist, haben fast alle Läden zu. Kein Schlauch in meiner Größe und nur eine wackelige China-Pumpe, die entsetzlich quietscht. Ich tausche das Ventil – liegt hier vielleicht das Problem? Doch nach 20 Kilometern ist der Reifen platt. Ich muss wieder trampeln. Weil wir vergessen haben, Geld zu tauschen, frage ich abends im Hotel per Telefon bei der Managerin nach, ob wir auch am Morgen zahlen können. Die Reaktion: Wir müssen überhaupt nicht zahlen. Ich protestiere. Aber sie gibt den Angestellten die Anweisung: bestes Zimmer, kein Geld. Ich bin gespannt, was uns noch an kulturellen Reichtümern in Iran begegnet, aber ich glaube, die Gastfreundschaft ist die schönste Sehenswürdigkeit.

24. DEZEMBER, TEHERAN: ICH STEH´ AN DEINER KRIPPE

Katharina

Tatsächlich: Teheran. Am Azadi-Turm, einem der wenigen bekannten Wahrzeichen der Stadt, machen wir Erinnerungsfotos. Aber wo bleibt der Applaus von gestern? Weil sonst niemand da ist, erzählen wir dem Parkwächter, dass wir am Ziel sind. Er kann es kaum glauben und freut sich riesig. Zum Weihnachtsgottesdienst müssen wir noch quer durch die Stadt. Es wird knapp, aber wir schaffen es. In der Kirche strahlt der Herrnhuter Stern, es riecht nach frischem Kaffee. Als wir das Lied „Ich steh´ an deiner Krippe hier“ singen, steigt Wärme in mir auf. Ein paar Tränen rollen meine Wangen hinunter.



Wassermelonen zur Wintersonnenwende: Am 20. Dezember feiern die Iraner Yalda, die längste Nacht des Jahres.

NACH TEHERAN? MIT DEM RAD!

Christoph

Die Autobahn führt durchs Gebirge abseits von Dörfern und Städten. Mal schlafen wir in einer Erste-Hilfe-Station, mal in einer Raststätte. Dazwischen: nichts. Katharina ist vorgefahren, da bemerke ich: Die Luft ist aus dem Reifen. Später beim Trampen nimmt mich ein Vermessungstrupp auf einem Pick-up mit nach Zandschan und sucht mit mir einen Fahrradladen. Als alles repariert ist, gibt es Streit mit dem Ladenbesitzer. Und zwar darum, wer mir die Reparatur schenken darf. Der Besitzer bleibt hartnäckig: Weder von den Vermessern noch von mir will er Geld! „Du bist ein Gast hier!“ Ich muss an meine Freundin Deniz aus Istanbul denken. In München, wo sie geboren und aufgewachsen ist, hatte ein Mitschüler zu ihr gesagt: „Deniz, du bist nur ein Gast in diesem Land!“ Wie unterschiedlich Gäste doch behandelt werden. Dann lädt mich der Chef des Vermessungstrupps ein, bei ihm zu Hause zu übernachten. Seine Frau ist Englischlehrerin und schreibt in ihrer Freizeit religiöse Bücher für Kinder. Ich plaudere lange mit ihr und ihrer Tochter. Sie gibt mir nicht die Hand, hat aber keinerlei Scheu im Umgang. So eine Familie hätten wir über Couchsurfing oder Warmshowers nie kennengelernt. Bloß mit einem Fahrrad, das ich schon so oft verflucht habe.

Katharina

Kurz vor Qazvin gesellt sich ein Rennradfahrer zu Christoph. Der erste, den ich überhaupt sehe in Iran. Während Christoph seinen Reifen aufpumpt, frage ich ihn aus. Er fährt im iranischen Nationalteam. Leben kann er davon nicht. Sein Geld verdient er als Sportjournalist. „Kann ich euch helfen?“, fragt er. „Kennst du ein günstiges Hotel?“ Christoph rollt mit den Augen. Keine Ahnung, warum die Frage falsch war. Bald kommen wir an einem Hotel vorbei. „Das ist nicht gut“, sagt der Radler. Christoph mosert. Nach so einem Hotel hatten wir gesucht. Aber ich bitte Christoph weiterzufahren. Ich will nicht unhöflich sein, außerdem möchte ich mich noch weiter mit dem Radfahrer unterhalten. Seine Frau fährt auch Rennrad. Es sei nicht leicht für Frauen in Iran, Rad zu fahren. Es ist nicht verboten, aber manche Männer fänden das nicht gut, sagt er. „Hatte Deine Frau schon mal Probleme?“, frage ich. Ja, aber Genaues wisse er nicht. Das müsse ich seine Frau fragen, sie könne auch besser Englisch. Wie gerne würde ich das. Nur kommt er nicht auf die Idee, uns einzuladen. Und morgen müssen wir weiter.

Katharina

Ich rausche allein dahin. Auf einem Schild steht: Teheran 100 Kilometer. Die Autobahn wird voller. Ich nehme eine Abkürzung über die Parallelstraße und schwimme bald im Strom unendlich vieler Autos mit. Viele Menschen winken mir zu, halten den Daumen hoch, rufen „Welcome to Iran!“, manche stecken mir durchs Fenster Orangen und Kekse zu. Ob sie merken, dass ich auf der Zielgerade bin? Schade, dass Christoph nicht dabei ist.

Christoph

Gruß vom Murmeltier: ein platter Reifen! Es sind nur noch 50 Kilometer. Wenn es nötig ist, trage ich dieses verdammte Höllen-Rad! Aber es läuft alles glatt. Überraschend unspektakulär passieren wir die ersten Häuser von Teheran. Nach knapp 7800 Kilometern und acht Monaten, nach Pistolenfeuer und Schnee, nach sechs Stunden Stadtautobahn, Smog und Stau und mit nur drei Minuten Verspätung klopfen wir an das Hoftor der evangelischen Kirche. Der iranische Küster öffnet lächelnd. „Aus Deutschland?“ Wir nicken. Aus dem Backstein-Glas-Bau hören wir den Chor singen. Wir schleichen uns rein. Und sind da. Und sind glücklich. In Teheran. An Weihnachten. Ein Wunder.



Geschafft: Katharina und Christoph haben Teheran erreicht. Das Zielfoto entsteht am Azadi-Turm im Westen der Stadt.



Seidentop mit Federn von Prada, Haarband aus Seide von Gucci (zu bestellen über den Online-Shop Mytheresa), Ring aus Gold, mit Diamanten besetzt, von Sophie Bille Brahe, Ohrringe von Wempe

Die Mischung Erdbeer-Vanille von „Il Gelato“ an der Friedrich-Ebert-Straße 63 ist auf dem unteren Bild links gerade im Begriff zu schmelzen. Halb so schlimm, denn der Testsieger heißt hier ohnehin Stracciatella. Das Pistazieneis schmeckt hingegen eher nach Marzipan als nach Nuss. Zwei Sterne hat unser Model Alissa für das Eiscafé „Cello“ an der Mönchebergstraße 48 übrig – besonders für das Zitroneneis. Es schmeckt zwar nicht gerade wie an der Amalfiküste oder wie in der anderen großen Kunststadt dieses Sommers, also Venedig, aber genießen kann man es in jedem Fall.



Sonnenbrille mit rosafarbenem Rahmen und rosafarbenen Gläsern von Acne



Kleid und Stiefeletten in zwei Farben von Céline, Ohrringe von Wempe

Gelateria KASSEL

Alle Welt fährt in diesem Sommer wegen der Kunst in die Documenta-Stadt. Aber wie kunstfertig ist eigentlich das Eis in Kassel? Ein Test.

Fotos Timo Wirsching, Styling Almut Vogel



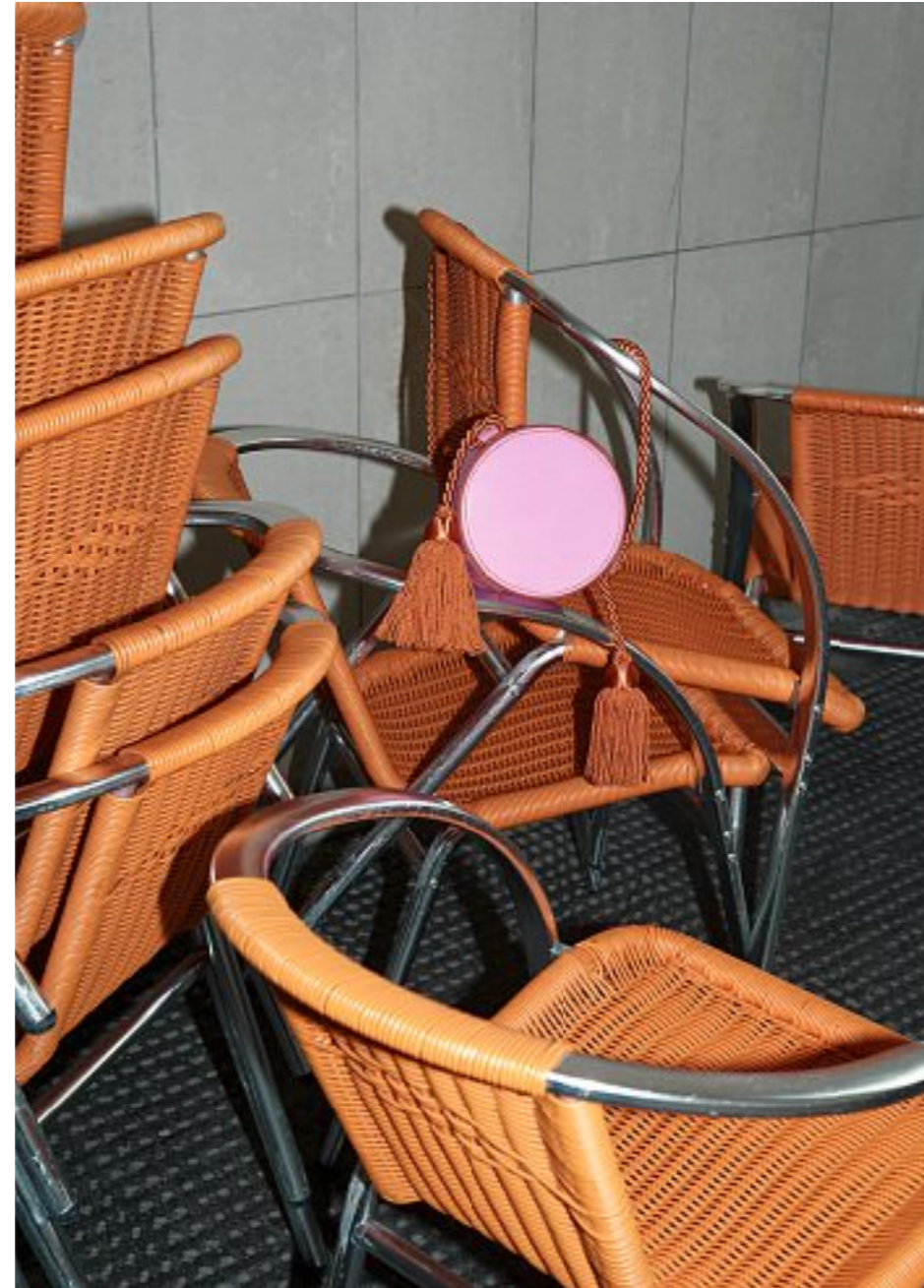
Sandalen mit Spiral-Absatz von Kenzo

Gelateria KASSEL

Ein Stern in Pink ist besser als zwei in Gelb. Im „Bio-Eiscafé Cortina“ an der Wilhelmshöher Allee 134 stimmt das Dessert. In Form von Spaghettieis ist es zwar eine sehr süße Mahlzeit, aber wer es natürlicher mag, bestellt Mango (fruchtig) oder Pistazie (bissig) oder Stracciatella (einfach gut).



Tüllkleid und rotes Top mit Cut-Out von Molly Goddard, Perlenohrringe von Sophie Bille Brahe



Runde Tasche von Hillier Bartley (zu bestellen über Net-a-porter)



Weißes Rüschenkleid von Burberry Prorsum, Turnschuhe von Converse



Shorts von Marques Almeida, Barett von Gucci (über Mytheresa), T-Shirt von Marc O'Polo, Ring von Sophie Bille Brahe

Gelateria KASSEL

Großer Eishunger: also in die „Boutique del Gelato“ an der Friedrich-Ebert-Straße 81 und den Erdbeer-Eisbecher bestellen.
 Kleiner Eishunger: ebenfalls in die „Boutique del Gelato“ und nach zwei Kugeln in der Waffel fragen, so wie Alissa (Bild links).
 Pistazie überrascht, in Stracciatella sind die Schokostückchen zu klein, und von Engelsblau sollte man besser die Finger lassen.

Fotos: Timo Wirsching
 Styling: Almut Vogel
 Model: Alissa Dovgucic (Tomorrow is Another Day)
 Haare und Make-up: Arzu Küçük (Phoenix)
 Fotografiert am 12. und 13. Mai in Kassel.



Top und Shorts von Jil Sander, Stiefeletten von Céline



Top und Pantashoes (Schuhe und Hosen in einem Kleidungsstück) von Balenciaga



Uhr aus Gelbgold von Gucci



Auf nach Kassel! Der schottische Künstler Ross Birrell (links bei einem anderen Projekt) gibt schon mal die Richtung vor. Hoch zu Ross sind mehrere Reiter in seinem Auftrag unterwegs – bei der Aktion „Transit of Hermes“, die von Athen über die Balkanroute nach Kassel führt. Somit hat auch diese Documenta ihre Lieblingstiere.

Seit vielen Jahren hat jede gelungene Documenta ihr Symboltier. Diese Besonderheit unterscheidet die Documenta von vielen anderen internationalen Kunstausstellungen: dass es da ein lebendes Tier gibt, an dem sich die ganze Theorie, die Idee der Großausstellung, mit wenigen Worten erklären lässt.

Im Jahr 1997 waren es Carsten Höllers und Rosemarie Trockels Schweine, die zum Ärger vieler Kunstfreunde recht kunstlos in einem Stall in Kassel ausgestellt wurden. Sie sollten zeigen, dass es bei der damals groß diskutierten „Relational Art“ nicht um die Produktion von Kunstwerken, sondern von Situationen geht, in denen sich unser Verhalten grundlegend ändert.

Bei der vergangenen Documenta war es ein weißer Hund mit rosafarbenem Bein, ein Werk des französischen Künstlers Pierre Huyghe, der die Karlsauen wie einen genetisch manipulierten Zaubergarten voller bizarrer Fabelwesen aussehen ließ. Das Tier wirkte einerseits wie der Vorbote einer Zukunftswelt voller aparter Phantasiegestalten – aber auch ein wenig so, als sei er das Ergebnis eines nuklearen Fallouts oder fehlgeschlagener genetischer Experimente. Ungekannte Schönheit oder monströse Zukunft: Huyghes Hund ließ diese Frage offen.

Das Tier dieser Documenta ist das Pferd. Adam Szymczyk hat für die Documenta eigens Pferde gekauft, die der 1969 geborene schottische Künstler Ross Birrell, den Pferdefreunde nicht nur um seinen Vornamen beneiden, von professionellen Long-Distance-Reitern von Athen nach Kassel reiten lässt – und zwar mehr oder weniger auf der Route, die auch die Flüchtlinge nach Deutschland nahmen, als die Balkanroute noch offen war.

Außerdem wurde, für einen Film, ein Pferd nach New York geschickt, wo es über die gesperrte Fifth Avenue bis in den Central Park, die eingehegte Wildnis von Manhattan, galoppierte. Ein Pferd im Galopp in New York ist natürlich eine Anspielung auf die Geschichte der europäischen Migranten, die einst nach Amerika kamen und die Pferde mitbrachten. Dort wurden sie zum Symbol von Freiheit und jenem Cowboytum, das sich im Trump-Country gegen jede Form von Immigration wehrt – dabei waren ja die Cowboys und die Pferde Urfiguren der modernen Migration.

Birrells Projekt ist einerseits typisch für eine Kunst, die ihre Bilder im Spannungsfeld politischer Symbolik produziert – und andererseits auch typisch für eine Gegenwartskunst, die ein Re-Enactment ist, eine Wiederaufführung eines historischen Vor-

habens. In diesem Fall ist es der Ritt des Schweizer Lehrers, Schriftstellers und Abenteurers Aimé Félix Tschiffely, der 1925 mit zwei Pferden von Buenos Aires aus nach Washington ritt, wo er 1928 eintraf. In Argentinien wird er seither als Nationalheld verehrt, der den bloß von Osten nach Westen zuckelnden amerikanischen Cowboys zeigte, was ein echter Langstreckenritt ist – und so das lateinamerikanische Selbstbewusstsein steigerte.

Typisch für diese Documenta ist der Ritt aber auch, weil er ein extrem körperliches Erlebnis ist. Adam Szymczyk ist kein glühender Anhänger dessen, was man Post-Internet-Art nennt, und er ist nicht für Dinge zu begeistern, die nichts als Elektro-Collagen aus Internetbildern sind. Schon sein „Parlament der Körper“ in Athen betonte die Rolle der physischen Präsenz der Stimme, des Körpers, die politische Konsequenz von Tausenden Körpern in der Stadt.

Seine Idee von Kunst ist dem Theater mit seiner Magie der Präsenz, dem Volksaufmarsch, der Demonstration näher als dem Internet – und ästhetische Erfahrung ist für ihn 2017 vor allem auch: gemeinsame körperliche Erfahrung. Auch für diese Überzeugung stehen die Pferde und die Menschen, die nach monatelanger Reise zur Eröffnung des zweiten Teils der Documenta in Kassel einreiten sollen. *Niklas Maak*

FÜNF VOR DOCUMENTA

Heute beginnt in Kassel die größte Ausstellung der Welt für zeitgenössische Kunst. Die Kunstkritiker dieser Zeitung stellen fünf Projekte vor, über die nun 100 Tage lang geredet wird.

Es ist nicht seine erste Teilnahme an einer Documenta. Schon bei der zehnten, der von Catherine David, war Olaf Nicolai, 1962 in Halle geboren, dabei. Außerdem auf diversen Biennalen in Venedig, zuletzt vor zwei Jahren mit seiner Arbeit „Giro“ auf dem Dach des Deutschen Pavillons. Was der Künstler tut, ließe sich großräumig als Konzeptkunst beschreiben. Er geht unbedingt davon aus, dass Kunst vor allem etwas mit dem Kopf zu tun hat. Und der promovierte Sprachwissenschaftler beackert das Feld der Semiotik. Zeichensysteme, keineswegs nur das der Sprache, sind sein Revier. Den Bezug von Zeichen aller Art zum von ihnen gemeinten Inhalt – und das Scheitern dieser vermeintlichen Beziehung – überprüft Nicolai in immer neuen künstlerischen Testanordnungen.

So richtete er für die „dX“ 1997 einen Raum ein, der es in jeder Hinsicht in sich hatte: „Interieur/Landschaft. Ein Kabinett“ war der Titel. Dort wuchsen auf Lavasteinen echte Pflanzen. Sie wurden von Kunstlicht genährt, ihre Schönheit war Kultiviertheit, die Natur vorgab. Die Zeichenhaftigkeit der Natur, die so sichtbar wird, führte Nicolai dann auch noch an den umgebenden Wänden vor, an denen er Pflanzen als Scherenschnitte auf einer Tapete drapierte – das Konstrukt Natur im Salonformat. Dass die Arbeit von hohem ästhetischen Wert war, muss kaum eigens erwähnt werden.

Für die Documenta 14 hat Nicolai ein *sound piece* geschaffen, das in Athen seine Uraufführung erlebte. Sein Anspruch lautet: „Das Klangkunstwerk ‚In the woods there is a bird ...‘ basiert auf archivierten Soundmaterialien von Radiobereichen und nutzt das Radio als Ausgangspunkt anstatt als bloßes Übermittlungsmedium. Ziel ist es, die Beziehung von Klang und Inhalt zu erforschen. Als Quellen dienen hierbei das Hintergrundrauschen von Demonstrationen, Randalen, Kundgebungen, die für das Radio aufgenommen wurden und die der Künstler nutzt, um einen Soundtrack aus diesen verschiedenartigen ‚Stimmungen‘ zu generieren.“ Das Werk lässt sich in unterschiedlichen Zusammenhängen einsetzen, es fordert andere zur Mitarbeit und Weiterführung auf, kann als Teil von Installationen funktionieren.

Wie hört sich das nun an, 31 Minuten lang? Menschen spenden Beifall, eine Polizeisirene ertönt, das Rattern eines Hubschraubers. Musik vielleicht, Lärm wie von einer Schlägerei, jemand hustet oder stöhnt. Eine Phase fast völliger Lautlosigkeit, ein repetitives Geräusch als Hintergrund, darüber gelegt Ton-



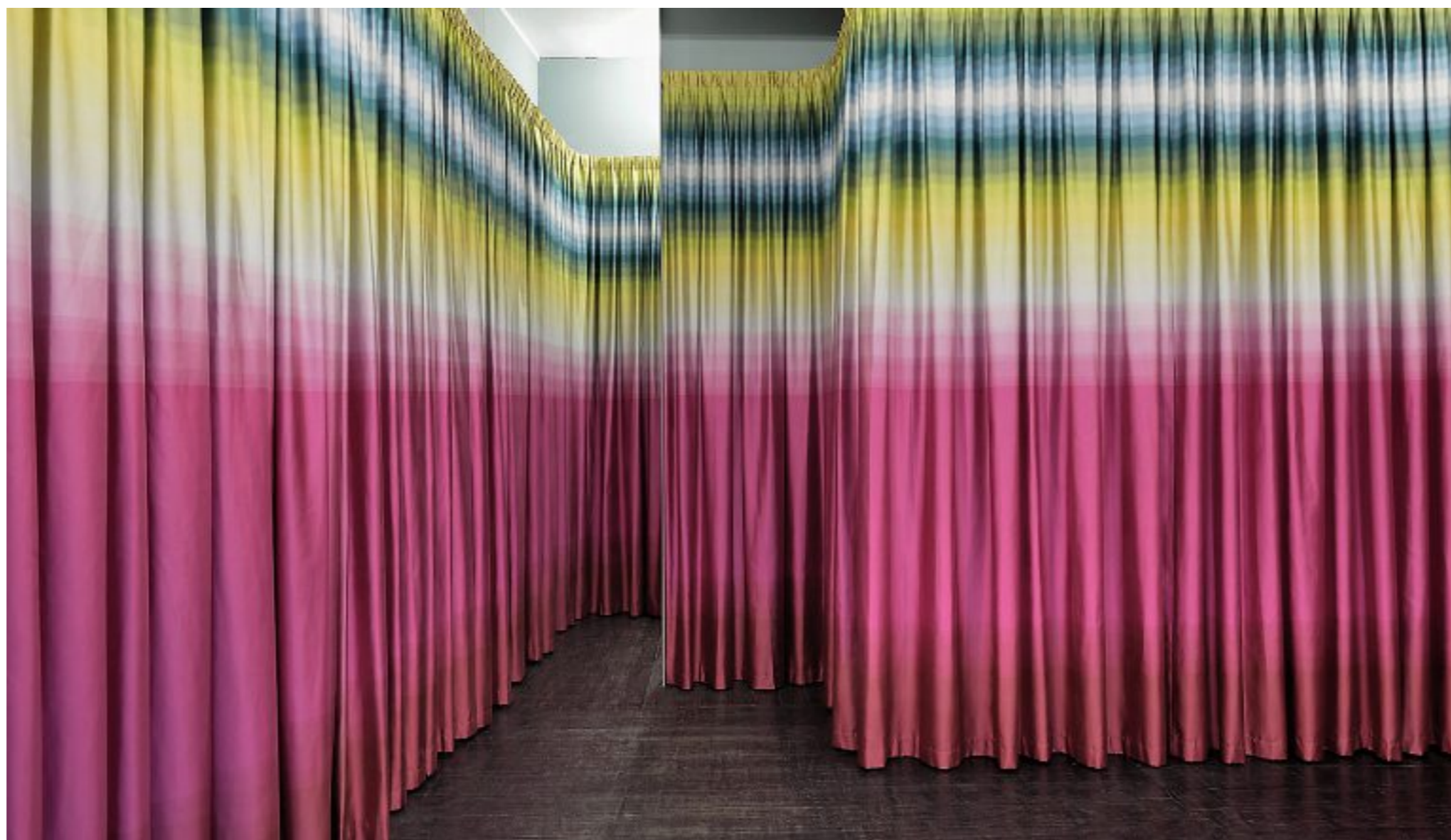
Hör-Spiel: Olaf Nicolai hat für die Documenta ein akustisches Kunstwerk geschaffen, mit dem er der Frage nach der Beziehung von Klängen und ihrem Kontext nachgeht. Aus dem Jahr 2010 stammt seine Installation „Warum Frauen gerne Stoffe kaufen, die sich gut anfühlen“ (nächste Seite oben), ein riesiger, maschinengewebter Vorhang aus Baumwolle und Seide.

schnipsel. Es fallen vielleicht Schüsse, Geschrei, Pfiffe, Gejohle, auf Schwizerdütsch der Befehl „Zruck!“ Zugeräusche, Rasseln, Heulen, Rauschen.

Ort, Raum, Zeit überlagern sich, alles ist bestimmt von Repetition. Der Rhythmus schlägt beim Zuhören ins Hirn ein, dort beginnt die Deutungsarbeit, der Versuch, den verschiedenen Tönen ihre Situationen zuzuordnen. Damit ist man im Feld dessen, was in der Linguistik Indexikalität heißt; darauf hat es Olaf Nicolai angelegt. Er hat das genaue Gegenteil von „Stimmungsmantik“ inszeniert. Vielmehr fragt er nach der Möglichkeit – oder legt eben die Unmöglichkeit nahe –, Geräuschen ihren Kontext eindeutig zuzuordnen. Das wiederum macht die Wiederholung des Soundstücks notwendig – man will es noch einmal hören, man hängt jetzt dran.

„In the woods there is a bird...“ spielt außerdem, schon im Titel, auf der Ebene der Sprache, wenn Nicolai den Dichter Arthur Rimbaud auf Englisch zitiert: „In the woods there is a bird; his song stops you and makes you blush. (...) And then, when you are hungry and thirsty, there is someone who drives you away.“ Das sind die erste und die letzte Zeile von Rimbauds Gedicht „Enfance III“ aus den „Illuminations“; im Original lauten sie: „Au bois il y a un oiseau, son chant vous arrête et vous fait rougir. (...) Il y a enfin, quand l'on a faim et soif, quelqu'un qui vous chasse.“ Dass Nicolai Rimbaud seine Reverenz erweist, kann nicht verwundern. Ist der Franzose doch in seiner Lyrik bis heute die nachgerade mythische Instanz für Sprachmusik und sprach-körperliche Entgleisung. Am häufigsten zitiert ist womöglich sein Satz „Je est un autre“, Ich ist ein anderer. Wahrhaftig kein Zeichen, das heil ist. *Rose-Maria Gropp*

Das Klangkunstwerk ist auf „Every Time A Ear di Soun“, dem Radioprogramm der Documenta 14, in Zusammenarbeit mit dem Deutschlandradio Kultur, zu hören: www.documenta14.de



FÜNF VOR DOCUMENTA



Wie ein Altar: Der mexikanische Künstler und Komponist Guillermo Galindo würde hinter seinem Werk in Athen am liebsten verschwinden. Für die Documenta in Kassel hat er trotzdem noch ein Werk für Flüchtlinge geschaffen.

Eine glitzernde Patchworkdecke hängt von der Decke. Davor steht auf zwei alten Holzpaletten ein mehr als zwei Meter hoher Kasten, in dem ein metallenes Bettgestell an Ketten hängt. Blechröhren, ein Fahrradlenker und bunte Rädchen von Spielzeugautos und Kinderwagen übersäen die Skulptur. Das Ganze sieht aus wie ein aus Sperrmüll improvisierter Altar. Die Installation im Untergeschoss des Athener Conserva-

toriums fällt aus dem Rahmen dessen, was man sonst an postminimalistischer Skulptur gewohnt ist. Sie ist spielerischer, weniger um künstlerische Raffinesse bemüht. Damit gibt sie ein Beispiel für die Bemühung der Documenta ab, die Spektakel der Kunst aufzubrechen und zu den Grundlagen menschlicher Existenz zu gelangen.

Außerdem hat die Art, wie all die weiteren Objekte in diesem Raum angeordnet sind, etwas Musikalisches – etwa vier Steine, die in aus der Wand ragenden Haltern ruhen, ein Wasserkanister und ein aus Teilen einer Trompete, eines Messingrohrs und eines Kickboards zusammengeflacktes Blasinstrument. Vielleicht ist der Eindruck den Partituren geschuldet, die in der Nähe hängen. Aber es leuchtet sofort ein, wenn man erfährt, dass der Künstler, der diesen Raum gestaltet hat, eigentlich Komponist ist: Guillermo Galindo, 1960 in Mexiko-Stadt geboren, kommt von der zeitgenössischen Orchestermusik und hat zum Beispiel gerade ein Stück für das Kronos Quartet abgeschlossen. Vor einigen Jahren war er in der Wüste im Grenzgebiet zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten unterwegs – und fasziniert von den Alltagsgegenständen, die Flüchtlinge hinterlassen hatten. Seitdem baut er seine Instrumente selbst.

Das Material für Athen fand er im Flüchtlingslager auf dem alten Flughafen Kassel-Calden, erzählt er. Das Aussehen ergebe sich aus dem Bauhaus-Prinzip „Form follows Function“. Und was ist die Funktion? „Musik machen.“ Schlage man die Drähte im Bettgestell an, übertrage sich die Vibration über die Stahlfedern auf die große Holzbox, was dann klinge wie eine Mischung aus Glockenspiel und Vibraphon mit sehr großem Hall. Aber welche Funktion haben die Teile drumrum? „Ach, das ist Dekoration“, sagt Galindo lächelnd. Da ist klar, dass er sich über das westliche Denken, in dem alles einen festen Sinn und Platz hat, lustig macht.

Wer sich mit dem Mata Aho Collective befasst, kann dabei gleich etwas über die maorische Sprache lernen. Denn in Texten über die vier jungen Künstlerinnen aus Neuseeland werden unübersetzte Maori-Begriffe mit einer Selbstverständlichkeit eingestreut, als gehörten sie auf der ganzen Welt zur Allgemeinbildung. Oft ist von *Taonga* die Rede, was Kulturschatz bedeutet, oder von *Mana Wahine* (Frauenpower, weibliche Stärke). Ist das nun Ausdruck des Selbstbewusstseins der indigenen Bevölkerungsgruppe am anderen Ende der Welt? Oder ist man es dort nur nicht gewohnt, sich an ein internationales Publikum zu wenden?

Um weithin unbekannt Stimmen wie diese aufzuspüren, ließ der Documenta-Leiter Adam Szymczyk seine Kunst-Scouts in die entferntesten Gegenden der Welt ausschwärmen. Zurück kamen sie mit vielen Entdeckungen, denen auch bestens orientierte Kenner des etablierten Kunstbetriebs kaum je begegnet waren. Aber um den geht es ja auch gar nicht auf der Documenta 14. Oder doch nur, indem er großenteils ausgeklammert wird.

Neuseeland ist durch das Mata Aho Collective erstmals auf einer Documenta vertreten. Bridget Reweti, Sarah Hudson, Terri Te Tau und Erena Baker gründeten die Gruppe im Jahr 2012 in Besinnung auf *Matauranga Maori*, das Wissen über Traditionen, Weltansicht und Denkweisen der Maori. Das Volk, das keine Schrift kannte, bevor die Europäer kamen, überlieferte seine Geschichte und seine Legenden in kunsthandwerklichen Artefakten, deren hohe Bedeutung und spiritueller Wert sich in außerordentlicher Qualität von Web-, Flecht-, Schnitarbeiten und anderen Manufakten niederschlug.

So wäre es eine Fehlinterpretation, sähe man die in langwierigen Prozessen hergestellten riesigen textilen Werke des Mata Aho Collectives einfach in der Stricklied-Ecke. Die Künstlerinnen produzieren Arbeiten, die ihre „individuellen Kapazitäten überschreiten“. 2014 entstand so achthändig eine Flechtarbeit aus silbrigem Material, die sich wie ein großer Flügel über Wand und Boden breitet. In ihrer Entstehung als Teamarbeit ebenso wie im geometrischen Muster namens „Kaokao“ (so auch der Titel des Werks) übersetzt sie ein traditionelles Wandflechtwerk, das sowohl mit Gebären wie mit kriegerischer Stärke assoziiert wurde, in die Gegenwart. Die Arbeit will als Anspielung auf gleich zwei Maori-Sprichworte verstanden werden: „Ohne Frauen und ohne Land ist die Menschheit verloren“ und „Wenn die Männer sterben, sterben auch die Frauen und Kinder“.

Wenn sie kooperative Schöpfungsprozesse wiederbeleben, symbolhaltige Nutzobjekte in installative

Kunstformen von heute übersetzen und dafür statt Naturfasern moderne, synthetische Materialien benutzen, werfen die Mata-Aho-Künstlerinnen die Frage auf, inwieweit Werte und Gebräuche indigener Kulturen in gegenwärtige Gesellschaften hineinwirken können.

Gut gewählt als Standort des Documenta-Beitrags des Mata Aho Collectives erscheint das kulturgeschichtlich ausgerichtete Hessische Landesmuseum in Kassel, das nach gründlicher Renovierung erst vor kurzem wiedereröffnet wurde. Hier wird das Werk „Kiko Moana“ gastieren. Es ist aus wasserblauem Planenmaterial vielfältig bearbeitet, bestickt, geschlitz, gefaltet. Dabei geht es um Eigenschaften gewisser metaphysischer und meist in tiefen Gewässern lebender Wesen, die den Maori als Hüter von Tabus galten, als Beschützer und als Vorboten potentieller Gefahr.

Auf Instagram ließ sich schon im Voraus erahnen, worauf die vier Maori-Künstlerinnen damit zielen: Die Fotos dort zeigen neben der blauen Plane fast nur Natur, Land und Wasser – schön und offenbar noch unzerstört.

Alle vier Mata-Aho-Mitglieder wurden übrigens in den achtziger Jahren geboren, studierten an der Massey-Universität in Neuseeland Fotografie und sind auch einzeln als Künstlerinnen aktiv. Wer ihnen und ihrer Botschaft auf Maori viel Glück wünschen will, sage: Kia ora! *Brita Sachs*



Im Kollektiv: Die Neuseeländerinnen Bridget Reweti, Sarah Hudson, Terri Te Tau und Erena Baker (von links) haben sich im Jahr 2012 zum Mata Aho Collective zusammengeschlossen. Mit ihren Arbeiten greifen sie Denkweisen und Traditionen der Maori auf. Von ihrem Documenta-Kunstwerk ist auf Instagram immerhin zu sehen, wie es gerade in Richtung Kassel abtransportiert wird.



„Traditionelle Instrumente“, so meint der Professor am California College of Arts, „verdanken ihr Aussehen dem Klang, den sie erzeugen sollen. Hier geht es um das, was das Instrument selbst will.“ Die Musik bekomme durch die Gegenstände eine andere Bedeutung. Bei einem Konzert am Vorabend der amerikanischen Wahl hätten Zuhörer geweint. „Bin ich Komponist, bildender Künstler oder Schamane?“, fragt er rhetorisch. „Ich weiß es nicht.“

In präkolumbianischen Gesellschaften glaube man, dass Objekte, die einen umgeben, nicht zufällig da seien: „Sie sind Teil deines Lebens.“ Galindo vergleicht Orte, die von Flüchtlingen verlassen wurden, mit Tatorten, und die eigene Arbeit mit der eines Detektivs: „Warum hat jemand diese Flasche Wasser hierher gebracht? Was ist danach mit ihm passiert?“

Vielleicht, weil der Mensch Durst hatte? Und weil die Flasche eben leer war? Wenn man jedoch nur andeutet, dass die Objekte womöglich erst in der Aneignung durch den Künstler ihre Bedeutung bekommen, wird Galindo ungeduldig. „Ich würde es nicht so sehr intellektualisieren. Meine Arbeit beruht nicht auf Konzepten. Es geht mehr um Rituale, um Spiritualität, um die Verbindung zu anderen Menschen. Ich mache diese Arbeit nicht für mich, sondern für Menschen, die Opfer humanitärer Krisen geworden sind. Alles andere ist mir verdammt noch mal egal. Es geht nicht um Kunst! Ich bin eine Radioantenne, die Signale von anderswo empfängt und überträgt.“

Nach Kassel hat Galindo zwei große Wracks von Flüchtlingsbooten gebracht, die er auf Lesbos gefunden hat. Eines ist aus Glasfaser und bildet zusammen mit Schwimmwesten eine Trommel, deren Klang an ein Vibraphon erinnert. Vom anderen ist das Holzgerippe übrig, über das Pianosaiten gespannt sind. „Es geht nicht um Kunst!“, sagt Galindo zum Abschied. „Wer bin ich schon? Wenn Sie wollen, können Sie meinen Namen auch weglassen.“ *Kolja Reichert*

FÜNF VOR DOCUMENTA

Als Hiwa K im vergangenen Jahr den Kasseler Arnold-Bode-Preis entgegennahm und sich mit einer musikalischen Einlage bedankte, fand sich Adam Szymczyk am Piano wieder. Nie zuvor, sagte der Leiter der Documenta 14, habe er Klavier oder irgendein anderes Instrument gespielt, „doch für Hiwa K tat ich es“. Ein untrügliches Zeichen der Verbundenheit von Kurator und Künstler. Schon zwei Jahre zuvor, bei einem Symposium über die Documenta, war Szymczyk, statt einen akademischen Vortrag abzuliefern, mit dem Teilnehmer seiner Doppelausgabe in Athen und Kassel mit einer Performance vor das erstaunte Publikum getreten. Damit näherte sich der Documenta-Chef der Praxis eines seiner Lieblingskünstler an: Genregrenzen zu verwischen und offenzuhalten, was Werk sein soll.

Dementsprechend verliefen künstlerische Ausbildung und bisheriger Werdegang von Hiwa K. Als Maler hatte er in seiner nordirakischen Heimat begonnen, danach studierte er in Amsterdam bei dem Flamenco-Gitarristen Paco Peña – und kam schließlich in Mainz wieder auf die bildende Kunst zurück. Als Examensarbeit schaltete er 2009 an der dortigen Kunsthochschule via Skype einige namhafte Kunstexperten zu, die ihm seine hohe Qualifikation als Künstler live bescheinigten, womit der Prüfungserfolg – gleichsam durch externes Gutachten – von vornherein sichergestellt war.

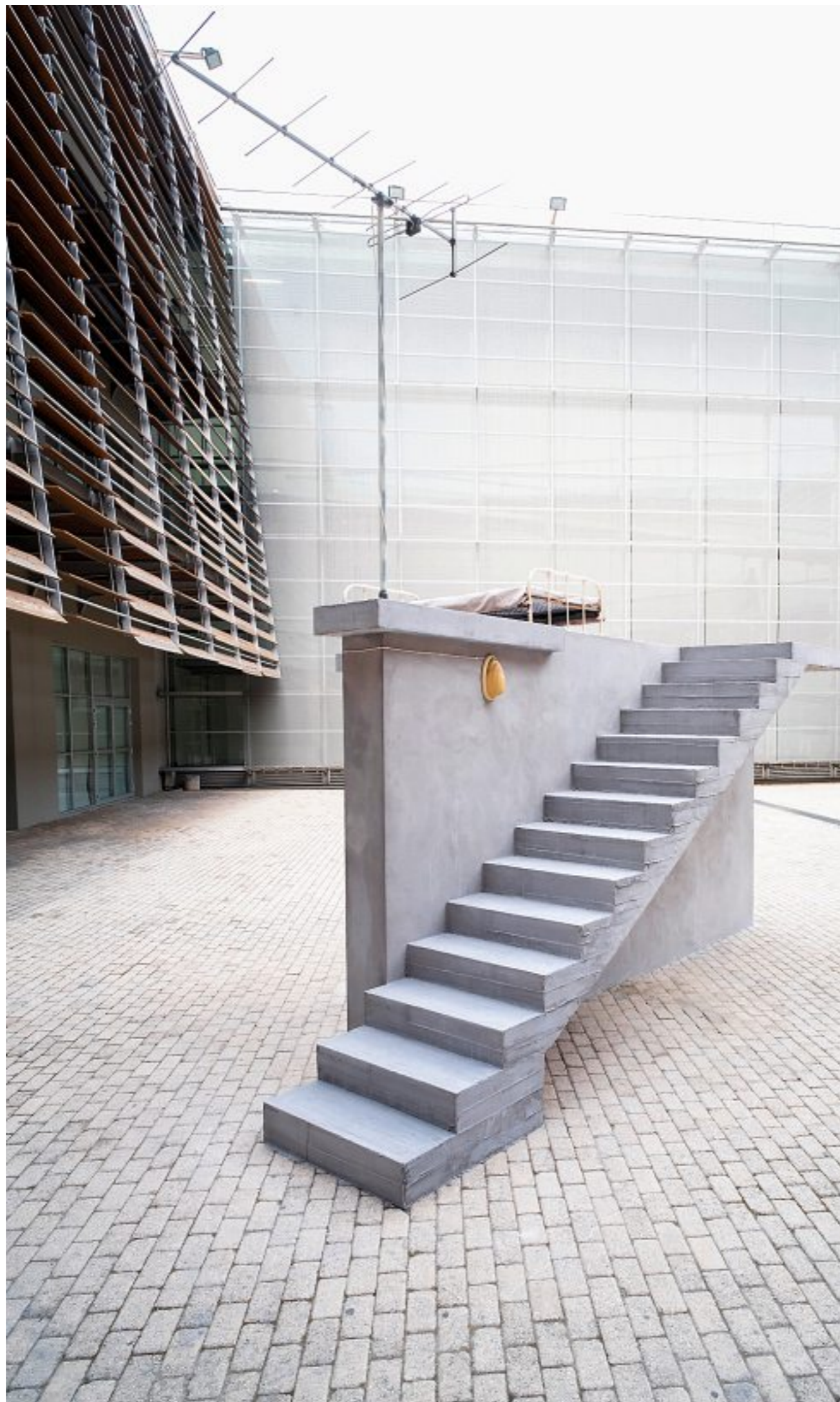
Bei der Documenta in Athen steuert Hiwa K nun einen Film bei, in dem er mit einer vielgliedrigen Spiegelskulptur noch einmal Passagen seines Wegs durch die Türkei abwandert, auf dem er im Jahr 2000, größtenteils zu Fuß, aus dem Norden des Iraks nach Deutschland gekommen war.

Trotz der beispielhaft zeitgenössischen Biografie als Migrant will er nicht als geflüchteter Künstler in ein Klischee gepresst werden. Dabei setzt sich Hiwa K programmatisch mit den wirtschaftlichen Auswirkungen der Globalisierung bis in alle Winkel der Welt auseinander.

Die Aufmerksamkeit, die ihm seit einigen Jahren von angesagten Institutionen zuteil wird, verdankt sich seinen Ideen zur Performance, die in der zeitgenössischen Kunst seit zehn Jahren besonders hoch im Kurs steht. Hiwa K bezieht die Realität direkt in seine Arbeit ein. So mischte er sich in der Millionenstadt Sulaimaniyya, in der er 1975 geboren wurde, 2011 unter eine von vielen blutigen Demonstrationen gegen Korruption, Jobmangel und Armut, die sich namentlich gegen die Kurdische Demokratische Partei (KDP) und die Patriotische Union Kurdistans (PUK) richtete. Vor allem jüngere Demonstranten zogen gegen das Unwesen einer ökonomischen Blüte zu Felde, die an der Bevölkerung weitgehend vorbeigeht. Hiwa K machte daraus eine Prozession, intonierte mit seiner Mundharmonika und in Begleitung eines Gitarrenspielers Ennio Morricones Titelmelodie des Italo-Westerns „Spiel mir das Lied vom Tod“. Dabei ließ er sich filmen, während in den Straßen Tränengas eingesetzt wurde und Schüsse fielen.

Die so entstandene Arbeit lässt sich mühelos mit aktuellen Debatten darüber in Verbindung bringen, wer das Volk sei, wie es sich auf der Straße versammelt oder worin die politische Bedeutung des Körpers liegt, wie sie etwa von der Philosophin Judith Butler vorgezeichnet werden. Mit solchen Theorien ist Hiwa K durch sein Elternhaus vertraut. Seine Mutter ist eine bekannte Feministin, er selbst hat sich mit Hilfe arabischer Übersetzungen schon früh in europäische und amerikanische Philosophie vertieft. Er nennt sich – da er mit seiner Erkenntnis nach außen dringen will – einen „Extellektuellen“.

In Kassel bekommt der in Berlin lebende Künstler vor der Documenta-Halle einen der prominentesten Plätze der diesjährigen Weltkunstschau. Insgesamt 60 Röhren lässt er dort zu einem sechs Meter hohen



Quader aufstapeln. Damit sind in den Wochen vor der Eröffnung viele Mitarbeiter beschäftigt, unter anderen Tischler für den Bau der Unterkonstruktion. Jede Röhre wiegt 1,3 Tonnen. Auch biographisch hat dieses sperrige Werk seinen Sinn: Auf der Flucht vor Saddam Husseins Truppen soll Hiwa K in einem ähnlichen Rohrstapel einmal Unterschlupf gefunden haben. *Georg Im Dahl*



Eine Treppe ist nicht nur eine Treppe: Hiwa K baut aus seinen Erfahrungen und Vorstellungen Werke, die sich der schnellen Einordnung entziehen und Genregrenzen verwischen. Die Treppe „One Room Apartment“ für Athen gibt davon einen Begriff.

FOTOS: JAN STURMANN, © THE NEW YORK TIMES/REXUS/LAF, MATTHIAS VOELZKE (G), JAMA, APO COLLECTIVE (G), DPA, UWE SWATEL, BERLIN, UK/PAULMONTSCHEIN/NOTFAZ/ANGS/BIRELL, PICTURE-ALLIANCE

ART IS refreshing



(Preise inkl. MwSt., Rahmung | Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Avenso GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin)

TOMMY CLARKE

ENTRY | 80 X 100 CM | 809 €

ECHTER FOTO-ABZUG UNTER ACRYLGLAS IM WEISSEN SCHATTENFUGENRAHMEN

LIMITIERT & HANDSIGNIERT

THE
LIBERATION
OF ART

LUMAS⁷

ONLINESHOP UND ALLE
GALERIEN WELTWEIT
LUMAS.DE

„Ich will das Leben mit dem Herzen fühlen“

Die Filmregisseurin Sofia Coppola über Auftritte mit ihrem Vater, schlechte Kritiken und ihren Verwandten Hellmuth Karasek

Interview Christian Aust

Frau Coppola, Sie haben mal erzählt, jedes Projekt beginnt für Sie mit einem Urlaub. Das soll ich gesagt haben? Das stimmt gar nicht. Ich habe mit der Arbeit zu meinem neuen Film „Die Verführten“ im Urlaub begonnen. So könnte das Missverständnis entstanden sein.

Die Idee eines Urlaubs ist doch eigentlich, dass man nicht arbeitet. Theoretisch haben Sie recht. Ich bin aber ziemlich schlecht im Nichtstun. Ich war mit meiner Familie in Italien. Wir lagen alle am Pool, und ich habe mir Passagen im Buch markiert. So fing das Projekt an.

Wo machen Sie Urlaub, wenn Sie in das Land Ihrer Vorfahren reisen? Wir haben ein Haus und ein Hotel in der Basilikata, an der Grenze zu Apulien. Das ist Familienbesitz.

Könnte ich da auch Urlaub machen? Ja, das ist öffentlich zugänglich, ein richtiges Hotel. Es heißt „Palazzo Margherita“.

Wahrscheinlich sehr teuer? Ja. Es ist ein kleines, exklusives Hotel. Ich muss ja nicht bezahlen, daher weiß ich nicht genau, was eine Nacht kostet.

Wir sitzen hier in Cannes. Sie haben das Filmfestival erstmals 1979 mit Ihrem Vater besucht, als er seinen Film „Apocalypse Now“ zeigte. Was sind Ihre Erinnerungen? Das sind schöne Erinnerungen. Meine Brüder waren auch dabei und die Kinder der Produzenten des Films. Mir kam das hier vor wie ein faszinierender Zirkus. Die Erwachsenen hatten sich alle glamourös herausgeputzt. Gleichzeitig liefen hier die Künstler noch wie Hippies herum. Stylisten kannte man noch nicht. Ich weiß noch, dass mein Vater mich auf den Schultern in den Palais du Festival trug. In dem ganzen Rummel wäre ich beinahe heruntergefallen. Und ich erinnere mich noch vage an die Pressekonferenz zu „Apocalypse Now“. Mein Vater hatte mich einfach mitgenommen, und ich saß die ganze Zeit auf seinem Schoß. Ich glaube, er hatte gehofft, die Kritiker würden etwas gnädiger mit ihm umgehen, wenn ein kleines Mädchen auf seinem Schoß sitzt. Das hat er mir jedenfalls später erzählt.

War das nicht ein bisschen zu viel für eine Achtjährige? Ich fand diese seltsame Welt der Erwachsenen aufregend. Und meine Eltern haben

uns ja überallhin mitgenommen. Wir durften auch nachts mit auf die Croisette kommen, wenn alles funkelte. Schon deswegen werde ich immer eine besondere Verbindung zu Cannes haben. Ich habe meinen allerersten Film hier gezeigt. Das war der Beginn meiner Karriere.

Sind Ihre Töchter auch überall dabei? Nicht so oft. Ich versuche, sie zu den Dreharbeiten mitzunehmen, wann immer es passt. Denn ich habe dadurch als Kind auf dem Set meines Vaters so viel gelernt.

Aber Sie bringen sie nicht mit zu Ihren Pressekonferenzen. Nein, die beiden müssen jetzt in New York zur Schule gehen. Das geht also nicht. Glücklicherweise kann mein Mann sich um die Kinder kümmern, wenn ich einen Film drehe oder auf einem Festival bin. Er geht zwar bald wieder mit seiner Band auf Tour. Aber bis dahin bin ich wieder zurück. Er ist ja auch Künstler und hat deswegen viel Verständnis, wenn ich mich auf meine Projekte konzentriere.

Wahrscheinlich haben Sie als Achtjährige auch „Apocalypse Now“ gesehen? Klar. Wir haben ehrlich gesagt ständig Filme gesehen, die nicht für Kinder geeignet waren. Aber man hat uns nie aus dem Kino geschickt, also haben wir einfach mitgeschaut. Ich habe deswegen kein Trauma. Ich war ja auch bei den Dreharbeiten zu „Apocalypse Now“ dabei. Ich glaube, ich bin sogar während der Vorführung eingeschlafen. Ich wusste die Filme meines Vaters erst als Erwachsene mit einem gewissen Abstand zu schätzen.



Wie hoch ist der Adrenalinspiegel, wenn das erste Publikum für den Film ausgerechnet die blutrünstigen Filmkritiker in Cannes sind? Es ist nervenaufreibend. Ich habe jedes Mal Angst. Gleichzeitig ist es aufregend. Ich habe den Film gerade erst fertig gestellt und wirklich hart daran gearbeitet. Deswegen bin auch stolz auf das Resultat. Obwohl ich mich vor den Kritiken fürchte.

Können Sie in der Nacht vor der Premiere schlafen? Doch, das schon. Und ich versuche diesen Teil meiner Arbeit einfach zu akzeptieren. Kreative Menschen sind sensibel. Ich will ja offen bleiben und mir eben kein dickes Fell zulegen. Das Leben will ich mit dem Herzen fühlen. Das ist der schwierigste Teil meiner Arbeit.

Wie beruhigen Sie die Nerven? Bevor Muhammad Ali in den Ring stieg, dachte er immer: Ich habe so viel trainiert wie möglich und mein Bestes gegeben. Ich erinnere mich dann an Muhammad Ali. Ich habe auch mein Bestes gegeben.

Sie wirken immer so ruhig, sanft und ausgeglichen. Was lässt Sie bei Dreharbeiten vor Wut explodieren? Ich kann fürchterlich frustriert sein, wenn ich mit Filmstudios verhandeln muss. Bei Dreharbeiten versuche ich allerdings immer cool zu bleiben. Es hilft niemandem weiter, wenn ich durchdrehe. Jeder erwartet von mir, dass ich das Schiff navigiere. Also reiße ich mich zusammen. Wenn wirklich einmal die Stimme erhoben werden muss, habe ich immer noch meinen Produzenten, der für mich einspringt.

Sie spielen dann „good cop, bad cop“? So ungefähr. Ich habe auf dem Set noch nie jemanden angebrüllt oder vor Wut etwas zerbrochen. Ich konzentriere mich ganz auf das Problem, das gelöst werden muss. Natürlich habe ich schon mal jemanden angeschnauzt. Aber in der Regel habe ich zu viele andere Dinge zu tun. Für „Die Verführten“ hatte ich 26 Drehtage. Keine Zeit für Wutausbrüche!

Sie sollten für ein großes Hollywood-Filmstudio „Die kleine Meerjungfrau“ verfilmen und sind wegen „kreativer Differenzen“ wieder ausgestiegen. Das war mutig. Danke, dass Sie das so sehen.

Sie hätten eine ganze Menge Geld verdienen können. Oder interessiert Sie das nicht?

Ich bin von einem Vater erzogen worden, der sehr integer ist. Er ist immer an erster Stelle Künstler. Und glücklicherweise konnte er mir diese Werte vermitteln. Ich will keine Filme machen, über die ich nicht die kreative Kontrolle habe. Es muss sich gut anfühlen. „Die Verführten“ ist genau so geworden, wie ich es wollte. Da bin ich nicht bereit, Kompromisse zu machen. Je größer das Budget wird, desto mehr ist so ein Film ein Geschäft und keine Kunst mehr. Ich möchte aber beides, künstlerischen und finanziellen Erfolg.

Was ist für Sie Erfolg? Wenn ich meine Ideen umsetzen kann, dann ist das für mich ein Erfolg. Und ich möchte stolz auf mein Gesamtwerk sein. Da sollte kein Film dazwischen sein, mit dem ich nicht einverstanden bin. Aber ich kann mich auch nicht ganz von der Schuld freisprechen, denn ich mache ja nebenbei noch Werbefilme.

Sie sind also doch korrupt. Erwischt. Ich habe eindeutig eine korrupte Seite. Aber nur, um mit dem Geld meine unabhängig produzierten Filme zu finanzieren.

Ihre Mutter Eleanor hat gerade mit 81 Jahren ihr Spielfilmdebüt „Paris kann warten“ abgeliefert. Waren Sie auch überrascht? Ich fand es ganz schön aufregend, dass sie in ihrem Alter noch so ein Projekt in Angriff genommen hat. Vor allen Dingen hätte ich nie gedacht, dass sie diese Art von Film macht, ein romantisches, sehr persönliches Roadmovie, einen Film über reife Frauen. Das finde ich cool. Bisher hat sie Dokumentationen gedreht und sich mit Kunstprojekten beschäftigt. Gemessen daran, ist der Film richtig konventionell geworden. Das war eine Überraschung. Und sie war ja immer in die Dreharbeiten meines Vaters involviert. Da ist ihr eigener Spielfilm eine logische Konsequenz.

Wie hat Ihre Mutter Sie inspiriert? Ich habe mein Temperament von ihr. Sie ist auch ein sehr ruhiger Mensch. Außerdem hat sie uns Kinder ermutigt, Künstler zu werden. Sie war immer sehr an zeitgenössischer Kunst interessiert. Diese Leidenschaft hat sie auch auf mich übertragen.

Das Kino-Gen scheint in Ihrer Familie sehr dominant zu sein. Werden Ihre Töchter Romy und Cosima die nächste Generation der Regisseurinnen in der Familie?



Überhaupt nicht. Meine Ältere, Romy, will Turnerin werden. Sie hat verkündet, dass sie die erste Athletin in der Familie wird, weil alle anderen Künstler sind. Das ist ihre Rebellion! Sie sagt immer: Ich will Cheerleader werden. Ich habe keine Ahnung, von wem sie das hat. Aber sie ist ja erst zehn Jahre alt, wir werden sehen.

Und Cosima? Sie will Modedesignerin werden. Mit sechs Jahren, das muss man sich mal vorstellen. Sie entwirft auch schon eigene Kleider. Man könnte ja auch meinen, dass die Kinder sich für Musik interessieren, weil mein Mann Musiker ist. Aber da tut sich im Moment auch noch nichts.

Wie haben Sie als Kind die Mode entdeckt? Da war ich noch sehr jung. Meine Eltern haben mich darin bestärkt. Denn damals

war es noch ungewöhnlich, wenn ein Mädchen Designerin werden wollte. Heute gehört es zur Mainstream-Kultur. Dann haben mir meine Eltern einen Praktikumsplatz bei Chanel organisiert. Ein Freund von ihnen arbeitete dort. Ich wollte damals ins Modegeschäft oder bei einem Magazin arbeiten. Beim Film habe ich mich nicht gesehen. Aber letztlich geht es ja beim Modedesign auch darum, Charaktere zu erfinden und eine Geschichte zu erzählen.

Sind Sie damals bei Chanel Karl Lagerfeld begegnet? Ja, er war ganz reizend. Obwohl ich völlig verschüchtert war. Ich war ja erst 15 Jahre alt, auf dem Land aufgewachsen und plötzlich in Paris. Er ist immer noch sehr süß, wenn wir uns heute begegnen. Und er ermutigt mich jedes Mal, meinem Weg treu zu bleiben.

Wie sind Sie mit dem Druck umgegangen, am Erfolg Ihres Vaters gemessen zu werden? Es hat Vorteile und Nachteile, die Tochter von Francis Ford Coppola zu sein. Natürlich waren die Leute skeptisch. Aber ich habe viel von meinem Vater gelernt. Und er hat mir Türen geöffnet. Ich glaube aber, die Erwartungen an mich waren niedriger, weil ich eine Frau bin. Man erwartet in unserer Gesellschaft von der Tochter eines Regisseurs nicht so viel. Der Druck lastete eher auf meinem Bruder Roman.

Sie haben nie darüber nachgedacht, wie Ihr Cousin Nicolas Cage, der eigentlich Coppola heißt, Ihren Namen zu ändern? Nach meinem Auftritt in „Der Pate“ kannten mich sowieso alle. Das wäre also sinnlos gewesen. Außerdem ist der Name ein Teil von allem, was ich bin. Ich hätte es nicht getan.

Großaufgebot: In „Die Verführten“ von Sofia Coppola (unten Mitte) sind unter anderen Kirsten Dunst (unten links) und Nicole Kidman (rechts) zu sehen. In Deutschland läuft der Film am 29. Juni an.

Wie haben Sie gegen Ihre Eltern rebelliert? Mein Vater sagte immer: Du kommst mir nicht mit Tattoos oder Piercings nach Hause. Ich frage mich, warum ich nie dagegen rebelliert habe. Ich hatte meine Phasen der Rebellion. Aber darüber möchte ich nicht sprechen. Das klingt schlimmer, als es ist. Es war nichts Extremes. Aber trotzdem ist es sehr persönlich.

Wer von all den illustren Menschen, denen Sie in Ihrer Jugend begegnet sind, hat Spuren in Ihrem Leben hinterlassen? Der Kameramann Vittorio Stararo, der zum Beispiel „Apocalypse Now“ oder „Der letzte Tango in Paris“ gefilmt hat. Ich habe mich beim Abendessen oft lange mit ihm unterhalten. Da habe ich mehr gelernt als auf jeder Filmschule. Oder Dean Tavoularis, der Produktionsdesigner meines Vaters. Er war wie ein Onkel für mich.

Nach Ihren ersten Auftritten als Schauspielerin haben die Kritiker Sie übel verrissen. Lesen Sie heute noch Kritiken? Ich versuche es zu vermeiden. 100 Journalisten können eine positive Kritik schreiben, aber es ist dann die eine schlechte, die sich im Kopf festsetzt. Wenn ich mir die schlechten Kritiken zu sehr zu Herzen nehme, will ich wahrscheinlich irgendwann nicht mehr arbeiten. Daher lese ich sie gar nicht erst. Ich würde mich auch nie im Internet googeln.

Ihr Mann ist Thomas Mars, Sänger der französischen Popgruppe Phoenix. Wie eng ist Ihr Kontakt zum deutschen Teil seiner Familie? Thomas' Mutter Ingrid kommt aus Hamburg, ihr Bruder war Hellmuth Karasek. Kennen Sie ihn?

Natürlich. Er war ja auch Filmkritiker. Hat er einen Ihrer Filme kritisiert? Nicht dass ich wüsste. Aber ich lese ja generell keine Kritiken und erst recht keine deutschen. Leider war ich noch nicht in Hamburg. Aber ich komme mit „Die Verführten“ zum Münchner Filmfest.

Ihr Vater ist auch Winzer und hat einen Sekt nach Ihnen benannt. Haben Sie sich schon einmal mit „Sofia-Sekt“ betrunken? Es ist ein schöner Sekt. Und ich habe mich bestimmt auch schon damit betrunken!

Im vergangenen Jahr haben Sie in Rom „La Traviata“ am Teatro Nazionale inszeniert. Werden Sie in Zukunft mehr Opern auf die Bühne bringen? Nein, das war eine einmalige Sache. Ich hatte zuvor noch nie am Theater gearbeitet. Und da mir dieser Gedanke Angst gemacht hat, habe ich mich dazu gezwungen. Es tat einfach gut, an der Oper mit echten Künstlern zusammenzuarbeiten. Es ging dort niemandem ums Geld, nur um die Kunst. Ich habe dabei eine Menge gelernt.

Sind Sie eine feministische Regisseurin? Dieses Label mag ich nicht, denn irgendwas ist es ein Klischee. Sagen wir es so: Ich mache gerne Filme mit Frauen im Mittelpunkt der Geschichte.

F.A.Z. vom 4. November 1963

LONDON, 3. November
Die neueste englische Krankheit, „Käfermanie“ genannt, hat am Samstag weitere Opfer gefordert. In der nordenglischen Industriestadt Huddersfield wurden sechzig kreischende Teenager verletzt, als Tausende einen panikartigen Ansturm auf eine Kinokonzert der „4 Beatles“ (Käfer) zu ergattern. Versucht, sie aufzuhalten, von vierzig Polizisten versucht, sie aufzuhalten.

Selbst die fanatischsten Anhänger der Beatmusik bestreiten nicht, daß ihre Texte und Melodien ziemlich minderwertig sind, Worauf es jedoch ankommt, ist nicht wie, sondern...

Trommler auf sein Instrument ein. Alle Anwesenden, Spieler, Zuhörer und die dienstbaren Geister an der Bar, sind wie von Todeszuckungen befallen. Mit ausgestreckten Armen und Hüften, mit geschlossenen Augen und offenen Mündern wird ein geschlechtsloser Veitstanz aufgeführt.

F.A.Z. vom 3. Januar 1964

NEW YORK, Ende Februar
Die Beatles, diese vier knabenhaften, kindischen Gitarre- und Paukenspieler von Liverpool, die sich nicht nur der Stadt New York, sondern der Gesamtaufmerksamkeit Amerikas bemächtigt haben, zeigen, daß sich der Mensch wesentlich nicht ändert, was auch immer die Psychologen hinter ihren Augenbrillen sagen mögen. Sie haben es fertiggebracht, in vier

Die Beatles, eine Gruppe junger Männer aus Liverpool in England, die in rosa-farbenen Anzügen auftreten und eine Art Rock-'n'-Roll-Musik mit ihren elektrischen Gitarren machen, dazu herumhüpfen und hin und wieder in Schreie (Yes, yes, yes) ausbrechen, erfüllen ein Bedürfnis unserer Zeit, in dem Sinne, daß diese Zeit nie ungehobelt, platt, ungetriggert und kein literarischer Salon, sie wären so bekannt nicht geworden ohne ihre Haartracht. Die Pilzfrisur

F.A.Z. vom 26. Februar 1964

einen Zipfel fast mythischen Wissens. Die Beatles, die vier tumben Radausänger aus England, Spaßmacher mit Geschäftssinn und kein literarischer Salon, sie wären so bekannt nicht geworden ohne ihre Haartracht. Die Pilzfrisur

F.A.Z. vom 19. März 1964

schöne. Draußen Diskussion: Müssen etwa die Perücken der Ekstasemusikanten verzollt werden? Es naht ein Sprecher der australischen

Da sind sie. Wes großen Geistes Kinder, die nur die Pflege ihrer Kunst, doch keine Körperpflege kennen! Sie stehen ein paar Minuten auf

F.A.Z. vom 3. Juli 1964

F.A.Z. vom 2. Januar 1965

Der ehemalige konservative Premierminister nannte die Jazzgruppe „unseren besten Exportartikel“, und der Oppositionsführer beschuldigte die Regierung, die Beatles im Wahlkampf als Geheimwaffe zu benutzen. Die vier, der 23jährige Trommler Ringo Starr, der 27jährige Paul McCartney, erste Gitarre, und der 27jährige John Lennon, wurden von der 23jährige Oxford Colleges zum „Besten“ des Jahres. Ringo wurde zum „Besten“ des Jahres.

Der Musikkritiker der „New York Times“ bezeichnete den Harmoniegehalt des von den Beatles erzeugten Lärmes als „unverkennbar diatonisch und direkt in der Hauptströmung der westlichen Tradition“, während sein Kollege von der Londoner „Times“ auch pandiatonische Elemente zu erkennen meinte. Ernste Kritiker

F.A.Z. vom 2. Januar 1965

fachen und noch zu steigern. Dazu noch das Talent von McCartney und Lennon als Song-schreiber, die Fähigkeit der vier, die Härten und Weichheiten der Zeit zugleich zu treffen, einer banalen Melodie einen unerwarteten Akkord einzufügen, so daß sie genauso klingt, aber doch anders.

SEHR GEEHRTER PAUL McCARTNEY, DEAR SIR PAUL!

In ein paar Tagen, am 18. Juni, feiern Sie Ihren Geburtstag, Sie werden 75. Im Namen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung möchte ich Ihnen dazu aufs Herzlichste gratulieren.

Dafür, dass ich Ihnen schreibe, gibt es aber noch einen zweiten Grund: Ich möchte Sie um Entschuldigung bitten. Ebenfalls im Namen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Warum? Das muss ich ausführlicher erklären.

Auch diese Zeitung hat Ihnen die Anerkennung zukommen lassen, die Ihnen gebührt. Da wir annehmen, dass nicht jeder Artikel, der bei uns über Sie erschienen ist, bis zu Ihnen vorgedrungen ist, dürfen wir Ihnen mitteilen: Auch wir haben geschrieben, dass Sie „der erfolgreichste Musiker der Welt“ sind, ja „der begnadetste, beste Popmusiker aller Zeiten“, kurz: „ein Genie“. Und dieses Genie haben wir erkannt. Es hat nur, ähm, ein wenig gedauert.

Sich zu irren, das kann auch einer Qualitätszeitung mal passieren, die ja auch immer Kind ihrer Zeit ist – und wenn die Zeiten sich ändern, zumal so bahnbrechend wie in den sechziger Jahren, dann kann das verwirrend sein. Was ich sagen will: Wir waren gewiss nicht die einzigen, die Sie verkannt haben. Verkannt freilich haben wir die Beatles und Sie persönlich in eindrucksvoller Weise.

Der erste Artikel über die Beatles, der in der Frankfurter Allgemeinen gedruckt wurde, war eine Meldung im Ressort Deutschland und die Welt, erschienen am 4. November 1963. Sie trug den treffenden Titel „Käfermanie“ in England“. Nicht ganz so treffend war die Meldung selbst,

die darüber informierte, es seien „sechzig kreischende Teenager“ verletzt worden beim Versuch, „Eintrittskarten für ein Jazzkonzert der ‚4 Beatles‘ (Käfer) zu ergattern“.

Bei seinem zweiten Versuch am 3. Januar 1964 hatte der Autor, der Londoner Korrespondent Roland Hill, etwas genauer hingeschaut und hingehört, um das „Phänomen der ‚Beatles‘“ (diesmal korrekt geschrieben) zu beschreiben. Und er mühte sich auch, nunmehr im Feuilleton, unserer Leserschaft die ungewohnten Töne näherzubringen: „Beatmusik ist als eine von drei Kategorien von ‚Pop‘ anzusehen (die beiden anderen sind reiner Jazz- und Balladengesang im Stil des amerikanischen Western)“. Ich darf Ihnen auch mitteilen, Sir Paul, dass der Kollege durchaus lobende Worte für Ihre Band fand: „Natürliche Direktheit der Sprache, Intelligenz, Charme und Bühnensinn haben gewiß zum Erfolg der ‚Beatles‘ beigetragen.“

Ausgenommen vom Lob war leider Ihre Musik. „Selbst die fanatischsten Anhänger der Beatmusik bestreiten nicht, daß ihre Texte und Melodien ziemlich minderwertig sind.“ Der Autor Roland Hill, dies zu seiner Ehrenrettung, war der damals schon 43 Jahre alte Sohn einer Opernsängerin und als solcher von einem Beatles-Konzert einigermaßen entsetzt: „Alle Anwesenden, Spieler, Zuhörer und die dienstbaren Geister an der Bar, sind wie von Todeszuckungen befallen. Mit ausgestreckten Armen und Hüften, mit geschlossenen Augen und offenen Mündern wird ein geschlechtsloser Veitstanz aufgeführt.“ Mit dem unfreundlichen Urteil des Kollegen von der „landesweiten Mistkäuferplage“ wollen wir es hier bewenden lassen.

Der Nächste, der sich in der Frankfurter Allgemeinen den Beatles widmete, war am 26. Februar 1964 der seiner-

zeit 71 Jahre alte Richard Huelsenbeck, ein in New York tätiger Psychiater und Psychoanalytiker – was die Befürchtung nährt, dass dieser Zeitung die Beatles-Berichterstattung nur noch in diagnostischer Form möglich schien. Huelsenbeck hatte aber auch 1918 in Berlin das Dadaistische Manifest verfasst und hätte insofern den jungen Liverpools Künstler ein natürlicher Verbündeter sein können. Das war aus dem Artikel jedoch nur schwer herauszulesen: „Die Beatles, diese vier knabenhaften, kindischen Gitarre- und Paukenspieler von Liverpool“, erfüllten „ein Bedürfnis unserer Zeit, in dem Sinne, dass diese Zeit diesen un-

John Lennon, der dominierende der Beatles, der Erfinder der Gruppe und Erfinder der unvergesslichen Songs, die als Volkslieder in jedem zukünftigen Kompendium des 20. Jahrhunderts nachzulesen sein werden, war nicht nachzulesen im strikten Sinne: Sein working class im Jahre 1965, dem ersten Höhepunkt der Beatlemania, in so vielen Hamburger Nächten dem Stampfen von „A hard day's night“ oder dem unvergessenen „Yesterday“ lauschten, das schon im Dahinschwinden seines letzten schmelzenden Tons nostalgische Erinnerung setzte, da zelebrierten wir mit unseren eigenen Gefühlen John Lennons Einfälle schon damals als Weltlyrik, nachzulesen in den großen Nummern der Zeitschrift „konkret“. Und sie

le, war eine solche Gestalt. Inzwischen hat wieder das Brave, das Ordentliche, hat Cliff Richards Saison, John Lennon war Yesterday. KARL HEINZ BOHRER

F.A.Z. vom 12. Dezember 1980

FOTOS: ARND BRONKHORST



gehobelten, platten, ungeistigen Wahnsinn braucht“, urteilte er. Verbunden mit dem Hinweis, dass die Beatles „weder gut singen noch gut spielen“ könnten.

Die Ablehnung beschränkte sich nicht auf unser Feuilleton, in dem man die Beatles kurz darauf „die vier tumben Radausänger aus England“ (19. März 1964) nannte; selbst der Sport gab in einem Text den „herumjaulenden Beatles“ eins mit (25. März 1964). Nur das Wirtschaftsressort zollte der Band Respekt, weil diese „Teufelskerle“ sich „als Stimulans der amerikanischen Wirtschaft“ erwiesen hätten (6. Mai 1964). Von guten Geschäftsmodellen ließen sich die Kollegen schon damals überzeugen.

Unser Lokalteil wiederum, die „Zeitung für Frankfurt“, die bei einer Zwischenlandung die „Ekstasemusikanten“ am Flughafen erlebte, wollte den „Bericht über eine Sternstunde“ am 3. Juli 1964 ironisch verstanden wissen und witzelte: „Wes großen Geistes Kinder, die nur die Pflege ihrer Kunst, doch keine Körperpflege kennen!“ Nicht nett, keine Frage, und vermutlich auch ungerecht, denn auf dem Foto, das dazu gedruckt wurde, sehen Sie, Sir Paul, sehr gepflegt aus (ebenso wie Ringo Starr im Hintergrund). Doch es war nun mal die Zeit, als das Feindbild der bürgerlichen deutschen Gesellschaft der „Gammler“ war, dessen Umtrieben viele deutsche Zeitungen lange, mahnende Abhandlungen widmeten.

Wie der Name zum Gesicht auf dem Foto lautete, sollte die F.A.Z.-Leser erst am 2. Januar 1965 erfahren, durch einen Text wiederum von Roland Hill, der – obwohl er es längst besser wissen sollte – die Beatles eine „Jazzgruppe“ nannte. „Das Jahr der Beatles“ hieß der Text, der die Musik der Band als „Lärm“ bezeichnete, zugleich

aber das „Talent von McCartney und Lennon als Song-schreiber“ pries. Und doch, Sir Paul, bietet auch dieser Artikel zu einer Entschuldigung Anlass, denn zur Band gehörte laut Hill „der 27jährige Paul McCartney“ – womit er Sie, der damals 22 war, älter machte als alle anderen.

Es sollte damit eine unglückselige Serie fehlerhafter Berichterstattung beginnen, die, lieber Sir Paul, vor allem Ihren Namen berührte. Mal hießen Sie „Paul McCartney“ (3. März 1967), dann wieder „Paul McCartney“ (1. September 1967). Und selbst in dem sogenannten „provisorischen Nachruf“ vom 14. April 1970, der den Beatles nach ihrer Auflösung bescheinigte, sie seien „zur Triebkraft in den kulturellen Veränderungen dieses Jahrhunderts geworden“, fand sich die Formulierung von „McCarthy's Ausstieg“. Immerhin war der Artikel nicht überschrieben mit „Das Ende der McCarthy-Ära“.

Es folgte ein weiterer Nachruf, der auf Ihren Bandkollegen John Lennon. Vorausgegangen war am 10. Dezember 1980 die Meldung über Lennons Ermordung, in der es hieß, „er war der Kopf der Gruppe und schrieb die Liedtexte“ – als hätten Sie, Sir Paul, nicht ebenso viele Texte verfasst und es hätten Sie Lennon, der sich längst mehr für Politik, Drogen und Yoko Ono interessierte, als treibende Kraft der Beatles nicht spätestens 1967 abgelöst.

Dass der Lennon-Nachruf zwei Tage später von Karl Heinz Bohrer stammte, ehemals Literaturchef, danach London-Korrespondent und eine der wichtigsten intellektuellen Stimmen dieser Zeitung, zeigte schon mal, dass die immense Bedeutung der Beatles nun nicht mehr in Frage gestellt wurde. Und doch hatte auch der große Kollege nicht seinen allerbesten Tag. „Als wir im Jahre 1965, dem

ersten Höhepunkt der Beatlemania, in so vielen Hamburger Nächten dem Stampfen von ‚A hard day's night‘ oder dem unvergessenen ‚Yesterday‘ lauschten, das schon im Dahinschwinden seines letzten schmerzlichen Tons nostalgische Erinnerung setzte, da zelebrierten wir mit unseren eigenen Gefühlen John Lennons Einfälle schon damals als Weltlyrik“, behauptete er und nannte Lennon den „Erfinder der unvergesslichen Songs, die als Volkslieder in jedem Kompendium des 20. Jahrhunderts nachzulesen sein werden“. Längst habe wieder „das Brave, das Ordentliche, hat Cliff Richard Saison“, klagte Bohrer dann noch und endete mit dem Satz: „John Lennon war Yesterday.“ Mit diesem Satz war der Nachruf auch überschrieben: „Yesterday“.

Inzwischen weiß gewiss auch Karl Heinz Bohrer, was Sie und ich wissen und schon 1980 die F.A.Z.-Leserin Christiane Weyres aus Steinbach wusste: dass Lennon „Yesterday“ weder geschrieben noch gesungen noch überhaupt dabei mitgespielt hat. „Yesterday“ ist also ein alleiniges Werk von Paul McCartney“, stellte Christiane Weyres in ihrem Leserbrief klar. Wie gut, dass hinter dieser Zeitung immer ein kluger Kopf steckt.

Ihnen, lieber Sir Paul McCartney, wünschen wir, dass Sie uns noch viele Jahre lang Gelegenheit geben, über Sie zu schreiben – prägnante, ihr Lebenswerk angemessen würdigende, hoffentlich fehlerfreie Zeilen. Und sollten Sie doch wieder einmal einen Fehler in einem Text entdecken: Bitte grämen Sie sich nicht, auch wir sind nur Menschen. Im Zweifelsfall schreiben Sie uns einfach einen Leserbrief.

YOURS SINCERELY,
JÖRG THOMANN

Badeschuhe müssen nicht hässlich und aus Plastik sein. Die amerikanische Traditions-marke Salt Water Sandals zeigt, dass auch das Gegenteil gelingen kann.



Wer heute im Ruhestand ist, wird sich an die Kamarg-Rucksäcke vielleicht noch erinnern. Nach 40 Jahren sind die guten Stücke seit dieser Woche wieder neu zu haben.

LAGOM

Hygge war vergangenen Winter, jetzt kommt Lagom. Hinter dem neuen Lifestyle-Konzept stecken einmal nicht die stilbewussten Dänen, sondern die in jüngster Vergangenheit in Fragen des guten Lebensstils vielleicht etwas zu kurz gekommenen Schweden. Hier soll es weniger um Gemütlichkeit gehen, um einen Berg von Porridge und Duftkerzen, sondern um gerade genug von allem. Lagom ist damit auch kein neues Konzept des Minimalismus, wie es die Japanerin Marie Kondo zuletzt vorgelebt hat. Bei Lagom geht es um eine neue Haltung für mehr Balance. Haben alle nötig, die es 2015 mit Marie Kondos Sinn für Nichts und 2016 mit Hygge übertrieben haben. Schweden eben. Können richtig witzig sein.



Die deutsche Designerin Nina Kastens fertigt echtschmuck, der trotzdem aufregend genug ist, um nicht nur so herumzuhängen. Wissen auch Emma Watson und Cara Delevingne zu schätzen.

Gut, die Sommerferien stehen kurz bevor, aber dieser Bleistift von Graf von Faber-Castell ist ja auch nichts für Kinder, sondern für deren Eltern, die damit lustige Ideen für sechs Wochen Freizeitgestaltung entwickeln können.



Positive Initiativen werden jetzt oft gehäkelt, etwa die Pussy Hats zum Frauenmarsch. Oder diese Kraken, die Frühchen bei der Entwicklung helfen sollen. Die Idee kam von „We are knitters“. Im Internet darf man mithäkeln.



Olafur Eliasson weiß, dass man das Haus heute nicht mehr ohne Power Bank verlassen kann. Deshalb hat er für sein Wohltätigkeits-Licht-Projekt „Little Sun“ jetzt auch ein Ladegerät entworfen.



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Fabrizio Viti entwirft für Louis Vuitton Schuhe. Man glaubt es schon an seiner eigenen Linie zu erkennen.



Der Finne Sami Kallio hat einen Bar-Hocker entworfen, auf dem man beim Bier recht individuell sitzt.



Mallorca ist schon lange das Lieblingsreiseziel der Deutschen. Und seit immer weniger Urlauber Lust auf Türkei-Urlaub haben, mögen sie die Insel noch mehr. Der Fotograf Michael Poliza geht diesem Zauber in seinem neuen Bildband „Mallorca“ (erschienen bei teNeues) nach.

ALEXA, STEHT MIR DAS?

Maschinen können ja jetzt schon vieles besser als der Mensch. Also spricht kaum etwas dagegen, dass sie auch ehrlich sein können. Amazon für seinen Teil geht jetzt mit der neuen App „Style Check“ an den Start. Zum Beispiel ruft man die Frage „Passt mir dieses Paar Jeans?“ in das Echo-Gerät der neuen Generation mit Kamera – so wie man die allwissende elektronische Mitbewohnerin Alexa schon jetzt nach dem Wetter befragt. Fragt sich nur, wer noch so mithört. Und ob Alexa guten Stil hat.



Hier zu sehen sind ein Schmuckstück und eine Brille. Könnte daran liegen, dass es von der Marke Vuu ist, entworfen von Saskia Diez.



Pepe und Nika sind nicht nur zwei Kinder. Dank ihrer Mamas Nadja und Lilija steckt dahinter auch ein Onlineshop mit Kleidern, gegen die auch Pepe und Nika nichts einzuwenden haben.

FOTOS: HEISTELER, VITALI, GELWICH, MICHAEL POLIZA, GÖNT SE PHANTOMI, MORE



MR MARVIS
AMSTERDAM

MRMARVIS.DE

YOUR SEARCH FOR PERFECT SHORTS ENDS HERE

Hochwertige und nachhaltig hergestellte Stretch-Baumwolle mit unübertroffen weicher Ausarbeitung

Mit versteckter Hosentasche, die für dein Handy und andere wertvolle Sachen entworfen wurde.



HANDGEFERTIGT IN PORTUGAL mit den hochwertigsten Materialien



DIE ULTIMATIVE PASSFORM die wir nie verändern werden

Der teils elastische Bund bewegt sich mit dir. Egal, was du vorhast.

Mit zwanzig Farben, die du auswählen kannst, findest du mit Sicherheit eine, die zu deinem Style passt.



KOSTENLOSER VERSAND & RÜCKVERSAND passt nicht perfekt? 100% Rückerstattung, ohne Fragen



SHOPPE DEINE MR MARVIS SHORTS JETZT AUF MRMARVIS.DE

nur online erhältlich

In anderen Sphären

In Asien ist Ole Scheeren zum wichtigsten deutschen Architekten einer neuen Generation geworden. Jetzt hinterlässt er auch hier seine Spuren. Ein Besuch in seinem Berliner Büro.

Von Jennifer Wiebking, Foto Andreas Müller



Wer einen Termin im Büro des Architekten Ole Scheeren hat, kann durchaus einen Augenblick brauchen, um zu verstehen, dass dieser Raum wirklich sein Büro ist. Fenster zu zwei Seiten und eine Wand mit Glas hinaus zu den Mitarbeitern. Keine Bücher oder Aktenordner. Keine Regale oder Schränke. Nicht einmal ein Festnetzcomputer oder ein Telefon. Nur ein paar Kabelstränge ragen aus der Holzoberfläche des Tisches hervor, der auch nicht aussieht wie ein Schreibtisch, eher wie ein Konferenztisch. Ringsherum Stühle. Am Rand stehen so viele kleine Wasserflaschen, dass ein Mensch tagelang hier bleiben könnte, ohne durstig zu werden. Es ist also eigentlich ganz einfach zu verstehen, dass dieser Raum als Ole Scheerens Büro taugt: Er kann hier voll da sein oder ganz weit weg – und trotzdem arbeiten.

Es ist gewissermaßen seine Lebenshaltung. Ole Scheeren, 46 Jahre alt, ist im Monat auf drei Kontinenten unterwegs. „Es ist ein System: Asien, Europa, die Vereinigten Staaten, das geht in regelmäßigem Rhythmus, eine Woche pro Kontinent, im Durchschnitt ein bis zwei Städte“, sagt er und nimmt an seinem riesigen Schreibtisch Platz. Nicht an der Ecke, an der er arbeitet, mit dem Gesicht zur Tür, sondern gegenüber, dort, wo auch seine Besucher sitzen. Das Wasser trinkt er direkt aus der Flasche.

Irgendein Projekt hat Ole Scheeren an jedem dieser Orte. In Vancouver baut er seit zwei Jahren an einem Wohnturm, der sich nicht nur 150 Meter in den Himmel streckt, sondern auch ab einer gewissen Höhe mit Modulen breit macht. Für die amerikanische Delikatessenkette Dean & DeLuca hat er im Dezember auf der Design Miami ein neues Konzept vorgestellt, das in die Bestellung von zum Beispiel Wildem Reis mit Lachs eine bessere Struktur bringen soll. In Asien werden dieses Jahr noch

drei seiner Großprojekte fertig. Auf keinem anderen Kontinent hat Ole Scheeren in den vergangenen 25 Jahren so deutliche Spuren hinterlassen. Ausgerechnet in Asien ist Scheeren zum wichtigsten deutschen Architekten einer neuen Generation geworden.

Es könnte daran liegen, dass er überhaupt erst dort zu sich gefunden hat – in China. Mit 20 Jahren war er das erste Mal da, reiste dreieinhalb Monate lang mit dem Rucksack durch das Land. „Damals gab es fast keine Autos, alle 20 Minuten kam vielleicht eins vorbei, der Rest waren Fahrräder und Fußgänger.“ Wie sich das Land seitdem verändert hat, das hat Scheeren hautnah mitbekommen, daran hat er ja selbst gearbeitet. Die Zeit damals, das war noch vor dem Beginn der Modernisierung. „Der Anfang war die Jahrtausendwende.“ Die Zeit, als China der Welthandelsorganisation (WTO) beitrug, Peking sich für die Olympischen Spiele bewarb, als sich das Straßenbild langsam veränderte und das Auto zum Statussymbol wurde. „Irgendwann kam nur noch einmal alle 20 Minuten jemand auf einem Fahrrad vorbei.“

Dann ging es mit China und Scheeren so richtig los. 2002, mit 31 Jahren, wurde er jüngster Partner im Büro des renommierten Architekten Rem Koolhaas, wo er zu diesem Zeitpunkt schon seit sieben Jahren gearbeitet hatte. Koolhaas entsandte den jungen Architekten nach Asien. Er sollte die Zentrale des chinesischen Staatsfernsehens in Peking bauen, mittlerweile besser bekannt als CCTV-Tower. Es ist eher eine kleine Stadt als ein Gebäude, 14.000 Menschen arbeiten dort heute. Sie haben ihre eigene Klinik, ihr eigenes Baseballfeld.

Was das für ein Typ ist, der mit 31 Jahren so ein Vorhaben beginnt, erkennt man ganz gut, wenn man sich 15 Jahre später die Ecke im Büro anschaut, die sein Schreibtisch ist: eine Anordnung wie mit dem Lineal gezogen.

Hier passt der größere schwarze Notizblock perfekt unter den kleinen, und jeder Post-it sieht wichtig aus, selbst wenn nur ein einziges Wort daraufsteht. Scheeren scheint mit einem Maximum an Kontrolle an die Arbeit zu gehen, ob es um den richtigen Kugelschreiber geht oder um ein Gebäude von 473.000 Quadratmetern. Er spricht auch so: Sein Deutsch ist druckreif, obwohl er 25 Jahre lang dauernd im Ausland gearbeitet hat und die Bürosprache auch hier in Berlin natürlich Englisch ist. Nicht einmal einzelne Buchstaben verschluckt er.

Die Aufbruchstimmung in China war seine Chance. „Es ist kein Land, das in gefestigten Strukturen stecken geblieben ist. In China können auch junge Menschen viel machen. In den Vereinigten Staaten oder in Europa hätte das niemand einem Einunddreißigjährigen anvertraut.“ Scheeren sagt, er habe zunächst versucht, Leute zu finden, die wüssten, wie so etwas geht: eines der größten Gebäude der Welt in diesem Umfeld zu bauen. „Und dann wird einem klar, dass es niemanden gibt, weil so etwas noch nicht stattgefunden hat, der Bau eines Gebäudes in dieser Größe, mit dieser Komplexität und schon gar nicht in China.“ Für ihn war das ein befreiendes Moment. „Ich dachte mir: Gut, dann können wir das jetzt auch selbst erarbeiten. Natürlich war ich mir der Herausforderung bewusst, aber ich konnte mir keine Sekunde der Angst erlauben, denn Angst lässt einen nicht klar denken.“

Insgesamt kostete ihn das Projekt zehn Jahre seines Lebens, sieben Tage die Woche, 365 Tage im Jahr. Es ging um Logistik und Koordination im technischen wie im kulturellen Sinne. An dem Projekt waren so viele internationale wie chinesische Mitarbeiter beteiligt. „Wie arbeiten wir zusammen? Wie kommunizieren wir? Wie geben wir uns gegenseitig genug Vertrauen, um ein solches Unterfangen umsetzen zu können?“

CCTV sollte ein Symbol dieser Aufbruchstimmung werden. Jetzt, knapp zehn Jahre nach Fertigstellung, sei das Land in einer Phase des Nachdenkens und der Umorientierung angekommen, sagt Scheeren. Man sieht es an der Wahl der Verkehrsmittel: Wenn vor 25 Jahren vornehmlich Fahrräder auf den Straßen zu sehen waren, vor zehn Jahren dann überwiegend Autos, dann finde eine neue Generation jetzt wieder Gefallen am Fahrrad. „Seit knapp einem Jahr entdeckt Peking die öffentliche Verfügbarkeit von Leihfahrrädern.“ Gut, es gebe auch die Berge von ineinander verkeilten und übereinander gestapelten Leihfahrrädern, für die sich dort niemand interessiert. Aber Ole Scheeren lässt überhaupt wenig auf China kom-

men. Vielleicht weiß er es wirklich besser. Vielleicht hat er dem Land, in dem er vor sieben Jahren sein erstes Büro eröffnete, auch zu viel zu verdanken.

Wenn in China jetzt, schon wegen des verlangsamten Wirtschaftswachstums, ein Innehalten zu bemerken ist, dann äußert sich das bei Ole Scheeren in Umorientierung. In Peking hat er noch immer seinen Hauptsitz, dort arbeiten die meisten seiner mehr als 70 Architekten. Aber neben den weiteren Büros in Hongkong und Bangkok hat er nun vor zwei Jahren sein erstes Büro in Europa eröffnet, im ewig hoffnungsvollen, also hoffnungslosen Moabit. Im besten Fall ist er so sehr Insider wie Outsider, das sei seine Strategie. So ist er in Asien erfolgreich geworden, und so

Insider und Outsider zugleich: Ole Scheeren sagt, er müsse fremde Orte kennenlernen, um sie zu verstehen. Und es geht ihm um den unbelasteten Blick. Wer nur dort arbeitet, wo er ohnehin verwurzelt ist, bleibe in dem gefangen, was längst schon besteht.

ER HAT MICH GEFRAGT



www.n1-diamonds.de
solitaire@n1-diamonds.de

N1-Diamonds Partner in Deutschland

Juwelier Sonntag und Bohn - Leipzig
Juwelier Roller - Chemnitz
Juwelier Haag - Lüneburg
Juwelier Schmitz - Velden
Juwelier Schmidt - Braunschweig und Wolfsburg
Juwelier Mersmann - Düsseldorf
Juwelier Abeler - Wuppertal
Juwelier Schneider - Oberhausen
Juwelier Wilgenbus - Borken
Juwelier Müller - Vechta
Juwelier Mersmann - Bonn
Juwelier Hohage - Lüdenscheid
Juwelier Bowe - Eppelheim
Juwelier Gairing - Nürtingen
Arkaden in den Schmuckwelten - Pforzheim
Juwelier Stein - Singen

N1-Diamonds Partner in Österreich

Juwelier Sperl - Waldshut
Juwelier Hoffelder - Bad Wörthofen, Immenstadt, Oberstaufen und Oberstdorf
Juwelier Bartels - Ravensburg
Juwelier Röder - Nürnberg
Juwelier Zeller - Schwabach
Juwelier Guttenhöfer - Würzburg
Juwelier Hünicke - Northeim und Nordhausen

EXKLUSIV ERHÄLTLICH BEI
DEN N1-DIAMONDS PARTNERN

In anderen Sphären



Keine stummen Türme: Im Alter von 31 Jahren begann Ole Scheeren, den CCTV-Tower in Peking zu bauen (Bild Mitte oben). In diesem Jahr wird von ihm neben der Verbotenen Stadt das Guardian Art Center fertig, die neue Zentrale des wichtigsten chinesischen Kunstauktionshauses (Bild darunter). Die Verantwortlichen der chinesischen Planungsbehörde hatten sich dafür zuvor mehr als 30 Entwürfe angeschaut – dieser überzeugte sie schließlich. Ebenfalls in diesem Jahr schließt Ole Scheeren die Arbeiten an The Duo in Singapur ab (Bild links), das politischen Symbolwert hat: Es ist ein Gemeinschaftsprojekt der Regierungen Malaysias und Singapurs. Der Mahanakhon Tower in Bangkok (Bild rechts) ist sein drittes Großprojekt, das in diesem Jahr fertig wird.

könnte es für ihn jetzt auch in Europa laufen. „Es geht mir darum, mich mit einem relativ freien, unbelasteten Blick einer Situation zu widmen und zugleich an jedem Ort, an dem ich tätig bin, auch ein Teil dessen zu sein.“

Wer nur dort arbeite, wo er verwurzelt sei, bleibe in dem gefangen, was schon besteht, meint er. Aber auch einen fremden Ort müsse man kennenlernen, um ihn zu verstehen. Man muss sich nicht lange umschauen in den gesichtslosen neuen Wohnvierteln der Großstädte oder auf den ehemaligen und aktuellen Großbaustellen unserer Republik: Dieser Teil der Welt könnte wirklich seine Hilfe gebrauchen.

Der „Herr der Türme“ hat sein neues Büro jetzt in ein Land gesetzt, in dem man davon überzeugt ist, dass ein Leben im Hochhaus nicht sonderlich lebenswert ist. Wenn Europa noch etwas von Asien lernen kann, dann ist Ole Scheeren der Übersetzer. „In Asien gab es, anders als in Europa, nie diese Angst vor den Hochhäusern. Ich glaube, hier hadert man noch immer mit dem Trauma der Moderne, und es geht nur langsam in eine Richtung, dass man sich das vorstellen kann.“

Ole Scheeren sucht also auch nach Wegen, wie sogar die alten Europäer in Hochhäusern leben könnten. Seine Wohnanlage The Interlace in Singapur könnte so ein Beispiel sein: Die 1040 Apartments bestehen aus Hochhaus-Elementen, die nicht senkrecht aufeinander, sondern in verschiedenen Richtungen übereinander gestapelt sind. „Das ist eine Möglichkeit, um hochverdichtet zu wohnen, ohne in die Vertikale zu müssen. Es ist ein ganz anderes Lebensgefühl. Es geht nicht darum, solche Projekte eins zu eins zu übertragen. Aber ich glaube, dass sie auch hier ihre Berechtigung haben könnten.“

Stumm jedenfalls sind seine Türme nicht. Man sieht das an den dreidimensionalen Strukturen, an der Neigung der beiden Türme des CCTV und an der Fassade des Mahanakhon Tower in Bangkok, die aussieht, als würde ein Teil von ihr herunterbröckeln. Das höchste Gebäude Thailands wird noch in diesem Jahr eröffnet. Es ist etwas höher als The Shard in London und wäre damit eines der höchsten Gebäude Europas – hätte er es hier gebaut.



Voll da oder ganz weit weg: Auf Ole Scheerens Schreibtisch in Berlin wird seine internationale Existenz organisiert. Foto Andreas Müller

Zugleich wieder die Frage: Wie kann ein Leben im Vergleich zu so einem Turm nicht automatisch klein aussehen? „Mahanakhon ist eigentlich ein Wohnturm, aber trotzdem war es uns wichtig, dass viele Teile des Gebäudes öffentlich zugänglich sind“, sagt Scheeren. „Die Dachterrasse ist im Prinzip komplett öffentlich, mit einer Aussichtsplattform, die fünf Meter herausgeschoben ist, und einem Glasboden, sodass man 300 Meter über der Stadt steht.“ Gemessen an der Zeit, in der die Menschheit in kleinen Häusern verbrachte, muss sie ein Leben in solchen Hochhäusern vielleicht tatsächlich noch lernen. Für Scheeren geht es immer um diese Frage: Wie wollen wir künftig leben? „Europa hat ja ironischerweise sehr bedeutungsvolle Strukturen. Aber es hält eben auch daran fest, anstatt sich zu öffnen und sich in die Richtung zu entwickeln, dass sie zu der Gesellschaft passen, in der wir längst leben. Und wie können wir uns in diesen Strukturen unser künftiges Lebens vorstellen?“

Ole Scheeren hat schon früh in dieser Zukunft gearbeitet, streng genommen sein ganzes Leben. Als er geboren

wurde, steckte sein Vater noch im Architekturstudium. Als Kind verbrachte er schon damals viel Zeit an der Uni und wuchs mit dem Fach auf. Der Vater, Dieter Scheeren, wurde später Professor für Architektur und Bauingenieurwesen an der Hochschule RheinMain. Und auch wenn es in der Jugend des Sohnes Phasen gegeben haben mag, in dem ihm nichts ferner lag, als selbst Architekt zu werden, überwog doch die Affinität. Bevor es mit seiner internationalen Existenz losging, studierte Ole Scheeren in Karlsruhe, Lausanne und London Architektur. Dann kam Rem Koolhaas, dann der Schritt nach Asien.

Die schwarzen Boots, die dunkle Jeans, das weiße Hemd und das dunkle Jackett: Man traut ihm zu, die Sachen, die er heute trägt, in Dutzenden Ausführungen in gut einer Handvoll Kleiderschränken auf der Welt so hängen zu haben. Für ihn ist es nicht so, als würde er nach Deutschland zurückkehren – es ist ein Schritt vorwärts. „Mein Leben ist hier so, wie es auch in Asien oder in Amerika stattfindet. Es ist nur sehr bedingt anders.“

In Peking ist er gerade mit einem weiteren Großprojekt beschäftigt, dem Guardian Art Center, der neuen Zentrale des wichtigsten chinesischen Kunstauktionshauses. „Fünf Jahre suchten die Chinesen nach einem passenden Entwurf, mehr als 30 wurden in dieser Zeit von den Planungsbehörden abgelehnt.“ Dann kam er. Dieses Jahr ist Eröffnung. „Ein paar Tage bin ich hier, dann dort, das ist Realität und in diesem Sinne hochinteressant“, sagt der Architekt über sein Leben, das man wohl auch als ruhelos beschreiben könnte, denn langsam ist es nirgends. „Ich glaube, es ist überall konstant schnell. Mein Leben kann es sich gar nicht leisten, an einem dieser Orte plötzlich langsamer zu werden.“

Nur einmal hat man das Gefühl, dass Ole Scheeren kurz weg ist. Der Fotograf sucht nach einem geeigneten Ort zum Fotografieren, und Scheeren erzählt, dass es selbst für ihn nicht einfach war, die Räume in Moabit zu bekommen, mit so viel Licht und Platz. Dann schaut er raus auf die Spree, die vier Stockwerke unter ihm fließt. Und sieht für einen Moment entspannt aus.

PHOTOS: AFP; GUARDIAN ART CENTER BY OLE SCHEEREN'S BUREAU; MAHANAKHON BY BUREAU OF OLE SCHEEREN GROUP THROUGH HKS. PHOTO BY ALEXANDER POJAN. DUO BY OLE SCHEEREN © BUREAU OF OLE SCHEEREN. PHOTO COURTESY OF ORANASH

Zu Gast bei HUF HAUS



Das Gefühl, willkommen zu sein, fängt bei einem gastlichen Haus schon bei der Architektur an. Die offene Fachwerkachitektur von HUF HAUS heißt Sie willkommen, begeistert Sie in ihrer Ästhetik und Vielfalt.

Sie sind herzlich eingeladen, die faszinierende Welt von HUF HAUS näher kennenzulernen! Besuchen Sie unser HUF Dorf in Hartenfels mit fünf exklusiven Musterhäusern, geöffnet täglich von 10 bis 17 Uhr. www.huf-haus.com

HUF HAUS
Das Original · Seit 1912



Mädchels ABEND

Jörg und Uwe sind beste Freundinnen. Warum? Warum nicht.

Von David Klaubert
Fotos Wonge Bergmann

Alles, was Uwe für diesen Abend braucht, hat er in seinem schwarzen Pilotenkoffer: Strumpfhose, Riemenschuhe, einen BH mit Luftpolstern, zwei Röcke und zwei Blusen zur Auswahl, soll ja zu Jörg passen, Kamm, Lippenstift, Halskette.

Jörg bringt eine vollgestopfte Sporttasche mit: Lederrock und schwarze Bluse, Silikonbusen, Cup B ohne Nippel, BH, eine blonde Perücke, zwei Strumpfhosen, Bauchweg-Mieder, High Heels.

Hallo Tini, sagt Manuela, die Chefin des „Transnormal“, zu Uwe. Hallo Tina zu Jörg. Küsschen, Küsschen. Tini und Tina. Klingt ein bisschen dämlich. Oder wie ein Kinderbuch. Als die beiden Freunde wurden, hatten sie ihre Namen aber schon. Und wollten sie nicht mehr ändern.

Im Haus seiner Oma in Wanne-Eickel zog Jörg zum ersten Mal ein Kleid an. Zehn oder elf war er da. Er wollte es einfach mal ausprobieren, das verzierte, schwarze. Fühlte sich gut an. Aber die Nachbarn sahen ihn durchs Fenster und verpetzten ihn. Ein Junge im Kleid, das geht doch nicht! Lass das bloß sein!

Uwe verkleidete sich im Fasching als Frau. Was für ein Spaß. Überhaupt die Achtziger: Ballonblusen, Plateauschuhe, Schlaghosen. War alles androgyn. Auch Rockstars wie Boy George und Kiss spielten mit Mamas Eyeliner herum. Uwe ging ein bisschen weiter: Lidschatten, Make-up und die Haare von den Beinen rasiert. Keine Revolution, kein Aufbegehren, sagt er. Seine Mutter half ihm beim Schminken.

Jörg ging zur Bundeswehr. Nach dem Grundwehrdienst machte er dort eine Ausbildung zum Fotografen. Auf dem Lehrplan stand auch Hochzeitsfotografie. Er liebte sich Klamotten für die Models, Bekannte aus dem Fitnessstudio. Und als das weiße Kleid dann bei ihm in der Obermaat-Stube lag, da quetschte er sich hinein. Der Stoff lag schön weich auf der Haut. Aber natürlich sah es lächerlich aus. Jörg hatte einen Schnauzer. Und sonst überall am Körper dichten Pelz.

Ein anderes Mal kaufte sich Jörg im Sexshop in Düsseldorf ein Heftchen mit Männern in Frauenkleidern, importiert aus England. Als seine Mutter es in seinem Zimmer fand, war sie so verstört, dass sie mehrere Tage krank war und nicht mit ihm redete. Sein Vater schmiss das Heft in den Müll. Warum nur?, sagte er, mehr nicht. Warum nur du?

Ich bin mit meinem männlichen Körper durchaus zufrieden, sagt Uwe. Kann mich auch nicht beschweren, sagt Jörg. Er ist der schweigsamere der beiden Freunde. Oder doch Freundinnen? Best friends, geschlechtsneutral wie im Amerikanischen, sagt Uwe, oder halt: Transenskumpels.

Vor sieben Jahren lernten sich Jörg und Uwe im „Transnormal“ kennen. Also eigentlich schon vorher beim Chatten im Internet, travesta.de. Aber damit will ich nicht in Verbindung gebracht werden, sagt Manuela, die Chefin. Zu viel Schmuttelkram.

Das „Transnormal“, Baseler Platz 8 in Frankfurt, zwischen Main und Hauptbahnhof: „Damenboutique für den

Herrn“. Eigentlich bin ich hier eine Kita, sagt Manuela. Rundumbetreuung für Männer, die eine Auszeit von der Männlichkeit nehmen wollen.

Bei seinem ersten Besuch ließ sich Jörg von Manuela schminken. Und probierte eine Perücke an. Vor dem Spiegel. Vor die Tür traute er sich nicht. Er wohnte mit seinen Eltern nun in Dietzenbach, nicht weit von Frankfurt. Manuela gab ihm den Namen Tina.

Ich helfe meinen Kunden, ihre weibliche Seite ausleben, sagt Manuela, jeder Mann hat die ja irgendwo. Und bei manchen meldet sie sich zu Wort. Eine Stimme, ein Bedürfnis, raus aus dem Alltag als Mann, wenigstens ein paar Stunden raus aus der Rolle, die von der Gesellschaft erwartet wird: als Investmentbanker, als Chef, als Angestellter, als Familienvater, als Partner, als Pfarrer. Wobei der ja immerhin den Vorteil hat, auch während der Arbeit lange Kleider tragen zu dürfen, sagt Uwe.

Uwe, 52 Jahre alt, gelernter Elektriker, selbständig als Netzwerk- und Systemtechniker. Spezialisiert auf Arztpraxen, alles vom Drucker bis zum kaputten Gesundheitskarten-Lesegerät. Computerfuzzi, sagt er selbst. Und genauso birkenstockig kommt er daher: braun-gestreifter Baumwollpulli, Jeans, Outdoorschuhe, Pferdeschwanz.

Jörg, 50 Jahre alt, Fotograf, angestellt in einem Einkaufszentrum. Arbeitsmotto laut seinem Freund Uwe: Nur ein toter Kunde ist ein guter Kunde. Und genauso gemütlich kommt er daher: weißes T-Shirt, Jeans, schwarze Halbschuhe. Die Haare sind geschoren, der Schnauzer ist schon lange ab.



Auszeit von der Männlichkeit: Jörg (links) und Uwe treffen sich im „Transnormal“ in Frankfurt.

An diesem Abend aber wollen Jörg und Uwe nicht Jörg und Uwe sein. Sie ziehen sich um. Rein in die Klamotten aus Pilotenkoffer und Sporttasche. Rauf auf den Schminktuhl. Manuela pinselt ihnen Camouflage ins Gesicht, um die grobe Männerhaut und die Bartschatten zu überdecken. Sie dunkelt die Nasenflügel ab, damit sie schmaler wirken. Lidschatten um die Augen. Klebewimpern. Die Brauen nachgezogen. Roter Lippenstift. Rouge auf die Wangen und ins Dekolleté. Jörgs Perücke durchgekämmt. Uwes Haare auftoupiert. Spray „Max Hold“. Zufriedenes Lächeln im Spiegel.

Sich so richtig bepimpeln zu lassen, sagt Uwe, das lernt man als Mann doch gar nie kennen.

Ich bin kein Faschingsmensch, das fand ich schon als Kind albern, sagt Jörg. Ich fühle mich nicht verkleidet. Ich fühle mich als Tina.

Jörg geht über die Straße, und keiner merkt's. Aber Tina wird von den Menschen angeschaut, sagt Uwe. Als normaler Mensch im Mittelpunkt zu stehen, das ist doch fast unmöglich. Da wirst du vielleicht mal Bocciakönig im Cluburlaub.

Ich fühle mich nicht wohler als Tina. Aber anders, sagt Jörg. Als Jörg habe ich drei Paar Schuhe. Als Tina, das weiß ich gar nicht. Die stehen bei uns im Flur draußen. Vielleicht 80?

Wir sind der Schrecken der türkischen Schuhläden in Offenbach, wo's Pumps für 9,95 gibt, sagt Uwe. Da gehen wir dann auch als Jörg und Uwe hin. Dem Besitzer ist das egal, der sieht nur das Geschäft. Aber sein Sohn jammert immer: Bäh! Schwule!

In Hamburg hat Uwe einen Freund, der als Synchronsprecher und Schauspieler arbeitet. Sehr erfolgreich sogar. Und er macht, was Schauspieler eben so machen: auf der Bühne stehen, in Rollen schlüpfen, sich verkleiden. Dass er auch in seiner Freizeit manchmal Frauenklamotten anzieht, das hält er geheim. Aus Angst um seine Karriere. Denn er ist sich sicher, dass er keine Aufträge mehr bekäme, wenn es bekannt würde. Auch im ach so offenen Hamburg nicht.

Das am meisten fotografierte Möbelstück unter Transvestiten, sagt Uwe: Türen. Denn natürlich will man sich präsentieren, wenn man sich aufwendig herausputzt. Travesta, Flickr und Instagram sind voll entsprechender Fotos. Die Variation der Motive laut Uwe: Transe liegend, Transe sitzend, Transe stehend.

Und weil sich viele nur heimlich in Frauenkleider trauen, ist ein neutraler Hintergrund wichtig. Nicht dass irgendwer das Zimmer erkennt, die Tapete, das Sofa. Die Angst aufzufliegen. Die Angst vor Unverständnis. Getuschel. Deshalb die Türen.

Nach dem Tod seines Vaters zeigte Jörg seiner Mutter Fotos von sich als Tina. Diesmal reagierte sie gelassener. Ich hab mir so was schon gedacht, sagte sie. Ich zahle dich ja mit deiner Sporttasche losgehen sehen. Sie zahlte ihm das Weglasern des Barts. Und als sie Uwe kennenlernte, sagte sie zu ihm: Endlich hat mein Jörg richtige Freunde. Fünf, sechs Wochen später starb sie an Krebs.

Mädels ABEND



Aus Jörg wird Tina (links), aus Uwe wird Tini (rechts). Die beiden wollen nicht schrill aussehen wie Dragqueens, sondern möglichst authentisch. Er fühle sich nicht verkleidet, sagt Jörg, sondern als Tina. Uwe sagt: Tini ist ein Teil von mir geworden.

Frauen sind offener, sagt Uwe. Sind neugierig, sprechen einen in der Bar an. Die Arzthelferinnen in den Praxen, die er betreut, wissen Bescheid, wollen seine neuesten Fotos sehen, seine Kleider und Röcke, Lippenstift und Nagellack. Sie nehmen ihn auf in ihre Frauenwelt, die Männern sonst verschlossen bleibt. Und in der Männer nicht selten als testosterongeladene Berserker wüten. Denn auch das, sagt Uwe, erlebt er als Tini: wie schrecklich sich sein eigenes Geschlecht aufführen kann. Glotzen. Pfeifen. Johlen. Soll ich's dir besorgen? Ho-ho-ho. Am liebsten in der Gruppe, sagt Uwe. Als Frau würde ich mir überlegen, ob ich im Rock S-Bahn fahre.

Als Tini immerhin hat er einen Trumpf: Er kann den Spieß umdrehen. Genauer gesagt sich selbst. Meist ist der Schreck dann groß. Oder das Gelächter über denjenigen, der ihm an den Arsch gegepscht hat.

Auch das macht es für mich aus: zu provozieren, sagt Uwe. Die Menschen aus ihrer Wohlfühlzone zu bringen. Und wenig scheint die Menschen mehr zu irritieren als ein Mann in Frauenkleidern. Ein Mann, der den Todesstreifen zwischen den Geschlechtern überschreitet. Dabei sind es doch nur Äußerlichkeiten. Als Uwe einmal in Offenbach – als Uwe – mit lackierten Fingernägeln unterwegs war, sprach ihn ein kleiner Junge an: Als Mann darfst du doch nicht die Nägel lackieren! Warum denn nicht?, fragte Uwe. Und der Junge lief irritiert davon.

Ein anderes Mal fuhr Uwe mit dem Fanclub von „Frankfurt Universe“ zu einem Footballspiel nach Kassel. Im Bahnhof kam ihnen ein Transvestit entgegen oder eine Transsexuelle, so genau war das nicht zu erkennen. Einer aus der Gruppe jedenfalls sagte laut: Wenn ich so was nur seh', muss ich kotzen. Ekelhaft.

Er konnte mir hinterher selbst nicht erklären, warum, sagt Uwe. Aber das ist typisch männliches Gruppenverhalten: Hauptsache, einen guten Witz gerissen, egal, wenn dabei ein Freund verlorengeht. Immer drauf auf die Schwächeren. Und Homophobie. Die tiefsetzende Angst von Männern, Heteros oder verkappten Schwulen, was weiß ich, sagt Uwe, auf einen Mann in Frauenkleidern reinzufallen.

Als Uwes neue Freundin Nylonstrümpfe und Röckchen in seinem Schrank entdeckte, sagte sie: Deine Ex hat da was vergessen! – Das sind meine, sagte er. Und Katrin blieb. 27 Jahre ist das schon her. Vor sieben Jahren kam dann Sandra dazu. Nun sind sie zu dritt. Polyamor, sagt Uwe. Wir leben normal zusammen, unsere Wohnung hat ja nur 68 Quadratmeter, da ist kein Raum für Streit. Und manchmal bringt er seinen Freundinnen auch Klamotten mit, wenn er für sich als Tini shoppen geht.

Die Dauer meiner längsten Beziehung, sagt Jörg, circa fünf Stunden. Dann lernte er Michaela kennen. Anfang 2013 war das, im English Theatre an der Kaiserstraße. „Hedwig and the Angry Inch“ wurde gespielt, ein Drag-Queen-Musical. Jörg hatte sich im „Transnormal“ schminken lassen und sich schön gemacht. Nach der Aufführung kam er mit Michaela ins Gespräch, die als Garderobiere für die Schauspieler arbeitete. Wie genau, weiß er gar nicht mehr. Ich war nicht dabei, sagt Uwe, aber zu 90 Prozent war's Michi, die ihn angesprochen hat. Jörg nickt. Wäre das auch passiert, wenn er nicht als Tina ins Theater gegangen wäre? Ich glaube nicht, sagt er. Dann wäre ich ja nur ein normaler Zuschauer gewesen. Im April haben die beiden geheiratet.

Wenn du zu deinen Freunden sagst: Ich bin ein Transvestit, ich zieh mir ab und zu ein Röckchen an, dann fällt es vielen schwer, sich das vorzustellen, sagt Uwe. Aber wir beide sind in der glücklichen Lage, dass wir nichts zu verlieren haben. Wissen sowieso alle Bescheid.

Als Uwe Michaela und Jörg an Silvester zum Essen und Feiern einlud, da kam Jörg mit einer rotbraunen Perücke, geschminkt, in Rock und Bluse. Einfach so. Gern ein bisschen schicker, hatte Uwe schließlich gesagt.

Alles, was die beiden für diesen Abend nicht brauchen, stopfen sie in ihre Koffer, all die funktionalen Männerklamotten, und lassen sie im Schminkraum stehen. Uwe hat sich für den türkisfarbenen schillernden Rock entschieden. Schön, sagt Jörg. Den hatte ich mir auch überlegt zu kaufen, gab's in meiner Größe aber nicht. Den gab's gerade noch in 40, sagt Uwe. Er zieht sein Handy aus der Handtasche, 230001, ein Taxi bitte. Zur „Schönen Müllerin“ soll's gehen, holzverkleidete Frankfurter Gemütlichkeit, ein Mädelsabend bei Apfelwein. Dann gehen sie zur Tür hinaus, ein paar Zentimeter größer durch die Absätze und aufrechter. Sie schreiten. Zwei Männer in ihren Frauenkleidern. Tini und Tina. ◀



NASSFORSCH

An Bewässerungsspritzen kann der Hobbygärtner verzweifeln. Mal klemmen die Griffe, mal tropft Wasser raus, mal setzen sich die Auslässe zu. Was nahezu sicher ist: Sofern das gute Stück nicht im gewärmten Keller überwintert, ist es pünktlich zum ersten Arbeitseinsatz im Frühjahr kaputt – von Väterchen Frost zerstört. Gardena, der Kalduscher schlechthin, macht da keine Ausnahme. Bis jetzt. Nun nämlich wird Frostsicherheit versprochen. Jedenfalls, man lese genau in der Produktbeschreibung, für die jüngsten Modelle Comfort und Premium. Sie kosten 17 bis 25 Euro. Ob's klappt, wissen wir nach dem nächsten Winter.

SCHRUMPF-ASS

Die Schlauchtrommel war schon wieder defekt. Also haben wir uns bei Ebay für 20 Euro einen flexiblen Schlauch besorgt. Der wirkt erst mal verschrumpt, so lange, bis er Druck bekommt. Dann dehnt er seine gut zehn Meter auf das Dreifache aus. Nach dem Abdrehen gibt er das Restwasser in sanftem Strahl wieder frei und schnurrt zusammen. Der Schlauch wiegt mit zwei Gardena-kompatiblen Anschlüssen nur 65 Gramm und lässt sich leicht aufhängen. Warum hat der Markenhersteller so etwas nicht im Programm? Er hat wohl seine Zweifel (wie wir), dass so etwas lange hält. Aber dann gibt es in der nächsten Saison halt einen neuen.



SCHREBER-MICHEL

Kein deutscher Schrebergarten ist vollendet ohne seinen Zwerg. Den *nanus hortensis*, so der Fachbegriff, gibt es von der Größe einer Hummel bis zum Riesenzwerg – stehend, sitzend oder liegend und ausgestattet mit allerlei Utensilien, die im Garten hilfreich sind. Sogar für Zwergenhasser findet sich etwas im Angebot: Manche sind plattgefahren, manche erstochen, manche zeigen den Stinkefinger. Politikerköpfe gibt es auch. Donald Trump haben wir noch nicht gefunden, obwohl der ja deutsche Wurzeln hat. Achtung: Angela Merkel ist eine Fälschung – weibliche Zwergge tragen Bärte.



GRÜNE WELLE

Endlich blühende Landschaften: Sieben Gartengeräte für Baum und Beet.

Von Holger Appel und Lukas Weber



FELDSTECHER

Unkraut vergeht nicht. Aber es lässt sich bestechen. Gute Dienste leistet da der Unkrautentferner von Fiskars. Die vier Greifarme aus Stahl werden um die unerwünschte Pflanze in den Boden gerammt. Sie schließen sich beim Abkippen über den Fußtritt, mit weiterem Kippen wird die Wurzel aus dem Boden gezogen. Die ganze Pflanze lässt sich anschließend über den Handgriff in den Grünmüll expedieren. Das geht zum Beispiel mit Löwenzahn ratzfatz, erst die mohrrübengroßen Wurzeln der Riesenklette setzen dem Gerät Grenzen. Wir empfehlen die robustere Ausführung mit dem Spatengriff, von 55 Euro an.

RASEND

Rasenmähen kann Entspannung sein. Oder Arbeit. Wer es als Mühsal empfindet, selbst wenn die Rasenfläche überschaubar ist, überträgt die Aufgabe daher gern einem Roboter. Bosch übernimmt das mit seinem neuen Modell Gardena 350, das bis zu 350 Quadratmeter Halme einen Kopf kürzer macht. Bosch mäht in parallelen Bahnen, was die Konkurrenz von Husqvarna oder Gardena für fraglich hält, könnten doch Spuren durch die immer am selben Ort rollenden Räder entstehen. Kein Problem, sagt Bosch, so geht's effizienter. Der rasende Roboter mäht in der 1000-Euro-Liga. Indes gibt es wohl gewisse Lieferschwierigkeiten. Ausverkauft, heißt es oft, oder: Lieferung bis Mitte Juli.



LUFTNUMMER

Alte Bäume haben den Nachteil, dass sie groß sind. Wer sie beschneiden will, kommt an die Äste nicht heran. Klettern und dann sägen ist keine gute Idee, vor allem nicht mit Motorgerät. Vom Boden aus geht das mit einer Art Säge am Stiel halbwegs sicher – man muss nur den Kopf gegen herunterfallende Äste schützen. Hochentaster gibt es fest und teleskopierbar. Säge und Schneidgarnitur sind immer winzig, damit das Ganze nicht zu schwer wird. Für den Frühjahrsschnitt an Apfelbäumen haben wir das Kombi-System von Stihl verwendet. Dessen Reichweite lässt sich verlängern, so weit die Armkraft reicht. Die Profiausstattung kostet 500 Euro und mehr. Für gelegentliche Anwendung reicht ein günstigeres Gerät aus dem Baumarkt.



Zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten gehört eine Leiche – die von Staatsgründer Ho Chi Minh. Besucher dürfen am gläsernen Sarg vorbeiflanieren; stehenbleiben ist verboten, heißt es. Als wir da waren, war das Mausoleum gerade geschlossen, weil der einbalsamierte Onkel Ho zur Instandhaltung in Moskau war.



Das Leben findet auf der Straße statt, vor allem alles rund ums Essen. Marktfrauen bieten Berge von Kräutern an, Früchte in allen Farben, Frösche, gerupfte Hühner und Meeresgetier, das erst mit Geschäftsabschluss sein Leben lässt. Daneben Plastikschemel, glühende Kohlen, Grillrost – fertig ist das Gehwegrestaurant.

Grüße aus



Neben sozialistischen Brachialbauten stehen filigrane Tempel und Pagoden. Die französischen Kolonisatoren hinterließen ganze Straßenzüge im Stil des Gründerzeitklassizismus: eine Oper, Bistros, Cafés. Gassenlabyrinth führen zwischen verschachtelten Häusern hindurch. Was für ein Chaos! Was für eine Komposition!



Hanoi ist intensiv: bunt, laut, wild. An jeder Straßenecke andere Gerüche, ein phantastischer Rausch. Wie die Depression auf die Manie legt sich auf die Stadt aber immer wieder der Smog, das dämpfende Grau, das alles verschluckt. In seiner Melancholie durchaus schön, aber nicht gerade lungenfreundlich.

Die Hauptstadt Vietnams ist schön und verhunzt, vielfältig und chaotisch, geschäftstüchtig und rauh.

Von David Klaubert



Wie eine Armada von Tropenmücken surren überall die Roller. Sie fahren zu dritt, zu viert, mit Hund. Sie transportieren Hühnerkäfige, Matratzen, Blumen und Garküchen inklusive aller Zutaten für einen Arbeitstag am Straßenrand. Und sie tragen Mundschutz – gegen den Smog, den sie selbst verursachen.

Der Sozialismus ist Staatsdoktrin – das ist in den mit roten Flaggen und Wandbildern gesäumten Straßen nicht zu übersehen. Ebensovienig wie die Tatsache, dass die Vietnamesen längst fleißige Kapitalisten sind. Überall gibt es Krimskrams und Touristennepp. Wer Zeit mitbringt, kann sich einen Anzug oder ein Kleid nach Maß schneidern lassen, zu besten Marktpreisen.



Die Speisekarten sind oft sehr übersichtlich – falls es überhaupt welche gibt. „Nur ein Gericht in unserem Restaurant: gegrillter Fisch. Preis pro Person: 170.000 Dong“, stand auf der laminierten Karte, die uns ein Ober entgegenhielt, bevor er uns diesen Fischeintopf auf den Tisch stellte. Es schmeckte herrlich. Wie eigentlich immer in Hanoi.



BY APPOINTMENT TO THE ROYAL DANISH COURT

LINDBERG

Schon der Weg ans Ufer ist mit Neugierde geladen: Woher weht der Wind heute morgen? Wie stark schlagen die Wellen? Wie hoch steht das Wasser? Die erste Frage beantwortet zuverlässig die Berliner Stern-und-Kreis-Schiffahrt, die ihre Firmenflaggen am Molenkopf des Schiffsanlegers aufgezogen hat. Je nachdem, wohin sie zeigen, wähle ich die Richtung meiner Kajak-Runde. Bei üblichem Westwind empfiehlt sich der Weg im Uhrzeigersinn, zuerst durch den Kleinen Wannsee, durch Stölpchen- und Griebnitzsee zur Glienicker Brücke, und dann über Havel und den Großen Wannsee zurück. Aber ein Sommerhoch dreht die Verhältnisse um.

Manchmal herrscht frühmorgens, zwischen sechs und sieben, auch Windstille. Der See liegt dann glatt wie ein Spiegel. Nur das Faltboot, das mit sanftem Schmatzen auf dem Wasser aufsetzt, verursacht einen kleinen Wellenkringel zur Begrüßung. Die Sonne ist schon da, aber noch milde, die Farben sind fahl, vielleicht liegt Dunst in der Ferne, zur Insel Schwanenwerder zu. Die Masten der Segelboote säumen den See wie ein senkrecht Stichtmuster. Halbrechts liegt das Strandbad, ein dicker gelber Strich aus Sand und Ziegeln, aufgeräumt und leer um diese Zeit, die Strandkörbe von den Bademeistern in Paradestellung gerückt. Auch das BVG-Fährschiff, das tagsüber stündlich Wannsee mit Kladow verbindet (die billigste Kreuzfahrt Berlins, vier Kilometer weit zum Preis eines Einzelfahrtscheins), hält sich noch am Anleger und gibt Ruhe.

All die Unterhaltungsgeräte, die in ein paar Stunden Scharen von Berlinern und Touristen an den See locken werden, liegen schon bereit: die Ausflugsdampfer, die neben der Fähre vertäut sind, die Tret- und Paddelboote, die Segeljollen des Bootsverleihs „am dänischen Löwen“, wie die Bronzeskulptur am linken Wannseeufer heißt. Man kann sich den Lärm des Vergnügens schon vorstellen: die Sirensignale der ablegenden Schiffe, das Kreischen badender Kinder, die brummenden Außenborder, mit denen die Angler auf ihren Motorbooten ins Revier fahren. Außenborder treiben auch diese Holzlöse an, die immer häufiger in den Berliner Ausflugsflüssen unterwegs sind, eine Art permanentes Vatertags- oder Junggesellenabschieds-Gehäuse: hinten eine Blockhauskabine, vorne unter einer Veranda Platz für einen staksigen Holzkohlegrill und eine Bierkiste und für die Bluetooth-Lautsprecher, aus denen Adele, AC/DC oder sonstwer singt.

Aber noch herrscht Ruhe auf dem Wasser. Noch ist es mein Wannsee. Ich ziehe mit dem Boot durch die Stille Richtung Nordosten, entgegen dem Uhrzeigersinn. Eine Anmaßung, dieses Possessivpronomen, klar, und es hat auch bloß eine geringe Haltbarkeit. Gegen 8.20 Uhr werden die Ruderer auftauchen, unter den ersten ist immer der Alte-Herren-Achter des Berliner Ruderclubs, Männer mit Haltung, im Winter mit Mütze, und immer traditionsbewusst im verblichene Leibchen mit dem Vereinselement – einem roten sechszackigen Stern. Gegen neun werden die Motorboot-Kapitäne wach, die im Sommer mit ihren Schiffen gern über Nacht an entlegenen Ufern vor dem Schilf ankern, die aber auf der Suche nach Natur doch nicht ganz allein sein wollen, weshalb sie ihre Kabinenkreuzer oft untereinander zu mehreren vertäuen und kleine schwimmende Motorbootpäckchen bilden.

Die Tiere sind früher da. Kormorane frühstücken in Scharen. Ganz selten lassen



FRÜHES GLÜCK

Wenn Angler und Ausflügler noch schlafen, ist es auf dem Wannsee am schönsten. Eine Bootstour durch märkisches Idyll und deutsche Geschichte.

Von Johannes Leithäuser, Foto Matthias Lüdecke

sich Biber beim Spielen betrachten. Einmal sah ich eine Rotte Wildschweine durch den See schwimmen, die Mutter voran, die Frischlinge wie an einer Schnur gezogen hinterher.

An den unbebauten Uferzonen wirkt der Vordergrund aus braunem Schilf und sandigen Flecken, hinter dem die dunklen Kiefern stehen, wie ein brandenburgisches Landschaftsbild. Die typische Kulisse der Mark. Eigentlich langweilig. Aber trotzdem eindrucksvoll, weil die knappen Zutaten verschiedene Stimmungen ausdrücken können. Im Winter verstärkt das blaue Grün der Bäume noch den Frost. An einem Sommermorgen, wenn die Sonne Schneisen durch die Schilfrohrstangen schlägt, gleitet das Boot durch goldenes Wasser. Flüssiges Glück.

Aber die Natur ist hier ja auch ein seit Jahrhunderten komponiertes Gebilde; ein Landschaftspark, mehr noch, ein Puzzle aus preußisch-aristokratischem Vergnügungsgelände, Forstwirtschaft und Jagdrevier. Auf meinem Morgenkurs ziehe ich durch Gewässer, die vor den Fenstern vieler Schlösser glitzern. Das kleinste steht auf der südlichen Spitze der Pfaueninsel, ein aus Holz errichtetes weißes Lustschlösschen mit zwei Aussichtstürmchen. Es erinnert an die koketten Spielereien, die der dicke König Friedrich Wilhelm II. mit seiner Geliebten, der Gräfin Lichtenau, angeblich auf der Insel getrieben hat. Havelabwärts, gleich hinter der Pfaueninsel, haben die

preußischen Könige und deutschen Kaiser beide Ufer mit ihren Bauten möbliert; man kann mit dem Boot durch eine Art kunsthistorischen Katalog paddeln. In den Hügeln am linken Ufer steht St. Peter und Paul auf Nikolskoe – eine Backsteinkirche mit Zwiebelturm, die orthodox aussehen soll, aber doch evangelisch ist. Mittags um zwölf erklingt aus dem Turm ein Glockenspiel: Erst „Lobet den Herrn“, dann „Üb immer Treu und Redlichkeit“. Ziemlich viel preußische Zucht in dieser sanften Landschaft. Früh am Morgen, auf meinem Rundkurs, schweigt die Kirche noch und bleibt auf ihrem Hang unauffällig im Schatten der Kiefern und Buchen. Die Heilandskirche gegenüber strahlt in der Morgensonne. Sie sieht zu jeder Tageszeit schön aus, bei jedem Wetter, selbst im Nebel. Wenn im Herbst das warme Wannseewasser in der kalten Morgenluft kondensiert und dicke weiße Schleier bildet, ragt der Campanile dieser Miniatur-Basilika aus den Schwaden heraus, und man hat Venedig im Kopf. Aber das ist Kitsch.

Außerdem wartet hinter der nächsten Biegung schon England. Sobald die Havel sich wieder weiter, kommt man in das Revier der letzten architektonischen Moden, die das deutsche Herrscherhaus hier etabliert hat. Seit rechts quer über den Jungfersee liegt Cecilienhof, das Landhaus im Tudorstil des letzten Kronprinzen, das 1945 noch ein späteres Schlusskapitel deutscher Geschichte beherbergen sollte. Aber ich

drehe den Bug des Faltboots nach Backbord, auf die Glienicker Brücke zu. Und das ist schon wieder eine eigene, verschlungene, irrsinnige Geschichte. Es gab an dieser Stelle eine schöne, backsteinerne Schinkelbrücke über den Fluss. Der geschwungene Stahlbogenbau, der jetzt ein Wahrzeichen ist, entstand später wegen des zunehmenden Frachtschiffverkehrs.

Die Silhouette ist ein Symbol des Kalten Kriegs: Hier war der Ort, an dem Ost und West, Amerikaner und Russen, sich in den Zeiten der Blockkonfrontation trafen, wenn sie mal was Diskretes zu erledigen hatten – Agentenaustausch zum Beispiel. Steven Spielberg hat hier gedreht, vor drei Jahren, und einen ziemlich schlechten Film aus diesem Stoff gemacht. Angela Merkel kam an einem Wintermorgen zum Drehort an die Brücke, um Spielberg und Hauptdarsteller Tom Hanks am Set zu treffen.

Die Assoziationen wandern, wenn man im Kajak ungestört durchs Wasser gleitet. Man denkt an alles Mögliche. An das bevorstehende Wochenende, an Pflichten oder Verabredungen, Einkaufszettel, vergessene Geburtstage von Freunden oder auch bevorstehende Zahnarzttermine.

Das hört auf, sobald das Boot unter der Brücke hindurch ist – denn dann präsentiert sich Schloss Babelsberg auf dem Hang direkt voraus, eine Art preußisches Windsor. Von Schinkel entworfen, von Kaiser Wilhelm I., dem Urgroßvater des letzten Kronprinzen, bewohnt. Letztlich jahrelang

Guter Morgen: Beim stillen Gleiten übers Wasser des Wannsees kommen am frühen Morgen auch die Gedanken unseres Autors in Bewegung.

ingerüstet aus Restaurierungszwängen, jetzt wieder frisch enthüllt – und als sei es aus einem englischen Park ans Ufer der Havel versetzt worden.

Hinter der Glienicker Brücke beginnt der Rückweg. Ich ziehe den Bug des Boots weiter nach links, durch einen kurzen Kanal durchstich, in den langgestreckten Griebnitzsee. Hier enden die Sommerfrischen der Hohenzollern-Dynastie, und es erscheint die bürgerliche Villenwelt des 19. Jahrhunderts, jedenfalls auf einem der beiden Ufer. Links regiert der Mischwald, der höchstens ein paar getarnte Angler beherbergt – einige von ihnen übernachten neben ihren Angelruten in Flecktarnt-Zelten. „Kampf dem Kabeljau“, könnte man ihnen zurufen, aber so früh am Morgen sind die Reißverschlüsse ihrer Zelte noch zu. Die Angler schlafen, und die Fische beißen nicht.

Das Großbürgertum, dessen Behausungen das rechte Ufer säumen, kam nach der Erfindung der Eisenbahn aus Berlin heraus an das Ufer des Wannsees und seiner Nebengewässer. Es war die erste Bahnstrecke in Preußen: Berlin–Potsdam, in Betrieb genommen 1838. Vom Boot aus lässt sie sich erahnen, wenn ein scheppender Güterzug sie befährt oder wenn die S-Bahn, deren Gleise parallel zur alten „Stammbahn“ liegen, mit elektrischem Schluchzen am Bahnhof Griebnitzsee beschleunigt.

Die meisten Villen, die rechts am Boot vorbeigleiten, sind eher ihrer Eigentümer als ihrer Architektur wegen erwähnenswert. Mindestens eine Ausnahme aber gibt es, roséfarben: einen langgestreckten Bau, vor 100 Jahren von dem damals sehr jungen Mies van der Rohe entworfen und vor einigen Jahren von Hasso Plattner bezogen, dem Mitgründer des Software-Konzerns SAP. Das Haus hat den Beinamen „Churchill-Villa“, weil der Brite darin Quartier bezog, als er zur Potsdamer Konferenz anreiste, dem Treffen der Siegermächte nach dem Ende des Kriegs. Die Treffen der „großen Drei“ fanden drüben in Cecilienhof statt, aber wie Churchill wohnten auch Stalin und Truman am Griebnitzsee. Wahrscheinlich ließ er sich genau auf dem Kurs, den jetzt mein Kajak nimmt, morgens im Motorboot hinüber zum Konferenzort bringen.

Die Nazizeit hat am Wannsee viele braune Stellen hinterlassen. Die meisten sind im Gedächtnis längst zugewachsen, aber auf zwei Orte weisen von der Hauptstraße aus Schilder hin: „Liebermann Villa“ steht auf dem einen, „Haus der Wannseekonferenz“ auf dem anderen. Wie sehr der Maler Max Liebermann inmitten seines Sommergartens selbst aufblühte, das vermittelt seine Blumen- und Gartenbilder, die hier entstanden. Er starb 1935. So musste er nicht erleben, dass die Nazis ihm seiner jüdischen Herkunft wegen nach Besitz und Leben trachteten. Seine Frau brachte sich einige Jahre später mit Schlaftabletten um, als ihr die Deportation drohte.

Der Ort, an dem diese unfassbare Vernichtungstat geplant wurde, liegt nur 100 Meter weiter am selben Seeufer: auch eine Villa, protziger als die des Malers. Hier wohnten Industrielle, bevor sie ein wegen Betrugs verurteilter Stinnes-Manager an die SS verkaufte. In diesem Bau einigten sich Anfang 1941 Repräsentanten der Reichsregierung, der SS und anderer

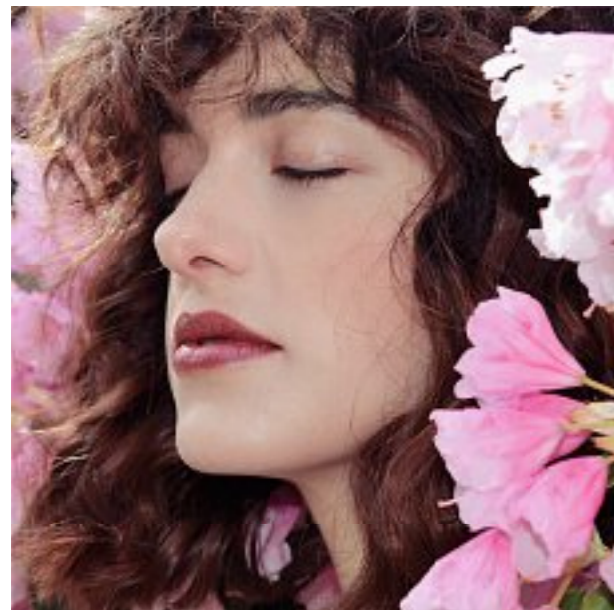
Institutionen des NS-Staats in einem Treffen auf die Konditionen zur „Endlösung der Judenfrage“. Ein Vorgang, der sich in der matten Bezeichnung „Haus der Wannseekonferenz“ kaum wiederfindet.

Es gibt noch eine Geschichte aus jener Zeit, die im kleinsten Haus am Wannsee beheimatet ist. Das liegt ganz vorn auf Schwanenwerder, der Insel, die den Wannsee nach Norden beschließt. Hier lebt gleich hinter der Brücke, die vom Grunewald aus auf die Insel führt, Georg Schertz, in einem schmalen, zwischen Straße und Ufer gezwängten Giebelhaus. Schertz, heute über 80 Jahre alt, war zur Zeit des Mauerfalls Polizeipräsident – zunächst von West-Berlin, dann vom wiedervereinigten Berlin. Er verbrachte als Kind auf Schwanenwerder viel Zeit in der Villa von Joseph Goebbels – als Spielgefährt von Helmut, dem Sohn des Propagandaministers. Goebbels und andere Nazi-Größen sicherten sich Villen und Grundstücke auf der Insel, nachdem die jüdischen Besitzer Ende der dreißiger Jahre zum Verkauf gezwungen worden waren. Schertz kennt alle Häuser und ihre Geschichten auf Schwanenwerder; manchmal erzählt er sie in Berliner Zeitungen. Von Goebbels' Villa ist nichts mehr zu sehen. Das Grundstück wurde später vom Aspen-Institute genutzt, einem amerikanischen Think Tank, der dort ein Tagungszentrum betrieb; jetzt ist es in Privatbesitz.

Eine weitere Geschichte liegt – oder besser: steht – gleich nebenan, zwischen dem Schertz'schen Häuschen und dem Goebbels-Grund. Dort ragt eine Säule in die Höhe, die aus der Fassade des Pariser Tuilerien-Schlusses stammt. Der Berliner Immobilienentwickler, der vor 130 Jahren die Insel erwarb, parzellerte und dort Baugrundstücke offerierte, ein Lampenfabrikant namens Wessel, kaufte die Kalksteinsäule aus den Trümmern des Pariser Stadtschlusses, das im Jahr 1871 im Aufstand der Commune untergegangen war. Er hoffte sicher, die Möblierung mit solchen Trümmern werde den Preis seiner Bauparzellen heben. Vielleicht zielte er auch, kurz nach der Kaiserreichsgründung, auf ein chauvinistisches Behagen seiner Kunden.

Das jüngste Beispiel solch historischer Denkmalsmöblierung steht am Ausgang des Griebnitzsees. Es ist ein Stück der Berliner Mauer, das den einstigen Grenzverlauf zwischen West-Berlin und Potsdam markiert, neben einer Neubausiedlung aus gelb verklünnerten Stadtvillen.

Mein Lieblingsdenkmal ist die Pariser Säule, allerdings vor allem wegen der Inschrift am Sockel: „Dieser Stein vom Seinstrande, hergepflanzt in deutsche Lande, ruft Dir, Wandrer, mahndend zu, Glück, wie wandelbar bist Du“. Das klingt zwar nach Küchenweisheit, aber es fasst trotzdem alles zusammen, was mir durch den Sinn geht auf meinen Morgenrunden in diesem einzigartigen Paddelrevier, in dem ich Reiher treffe und die Königin Luise, in dem die Kiefern so dunkel ihre Kronen runzeln, wie Leistikow sie gemalt hat, in dem ich mich manchmal spiegele im windstille Wasser, manchmal auch durch knisterndes hauchdünnes Eis fahre. Wo noch altmodische Dampfer kreuzen, die „Heiterkeit“ heißen und „Wappen von Berlin“, und wo ich am Ende meiner Tour unter der Brücke hindurch muss, auf der die Bundesstraße von Berlin nach Potsdam führt, auf der jetzt, gegen halb zehn, schon der Ausflugsverkehr rauscht. Die Stadt ist aufgewacht. Der Wannsee ist wieder für alle da. ◀



Der Lippenstift von Lavera, den ich hier benutze, ist wahrscheinlich der erste Lippenstift, den ich ganz aufbrauchen werde. Die Farbe (Maroon Kiss) ist definitiv meine Lieblingsfarbe der Saison – vielleicht auch, weil ich der größte Esskastanien-Fan der Welt bin.



Ich liebe es, mich auf der Theaterbühne in verschiedene Rollen zu verwandeln. Kostüm und Maske sind wichtig, um eine Figur zu finden und zu definieren. Der starke Schimmer dieses Pigmentlichtschattens von Hiro wird noch in der letzten Reihe wahrgenommen.



Es gibt Gerüche, die mich ein Leben lang begleiten. Wenn ich dieses Gesichtswasser von Dr. Hauschka benutze, fühle ich mich wohl und heimelig. Besonders wenn ich viel unterwegs bin, genieße ich gewohnte Rituale und Gerüche umso mehr.

ALLES NATUR



Kosmetik kommt auch ohne Mineralöle, Konservierungsstoffe und andere künstliche Zusätze aus. Höchste Zeit, dass wir die Haut mit Naturprodukten pflegen. Acht Vorschläge.

Von Marie Nasemann

Auf der Website von „+M Naturkosmetik“ erfährt man genau, welcher Inhaltsstoff wo und wie angebaut wird und welche sozialen Projekte unterstützt werden. Die „sahnige“ Beschreibung der Bodylotion trifft zu. Macht richtig Spaß, sich mit ihr einzucremen.



Mein Gesicht und meinen Körper zu pflegen ist für mich ein Ritual, um runterzukommen und abzuschalten. Diese Maske von Pai entspannt und pflegt die Haut. Nach langen Shooting-Tagen oder Dreharbeiten tut sie meiner Haut besonders gut.



Auf einen Concealer kann ich nie verzichten. Es hat eine Weile gedauert, einen richtig guten in der Naturkosmetik zu finden. Aber dieser hier von RMS (über www.amazingny.com) deckt selbst in stressigen Lebensphasen meine Augenringe bestens ab.



Da ich Markenbotschafterin von Lavera Naturkosmetik bin, teste ich mich gerade wild durchs Sortiment. Besonders überzeugt hat mich im Vergleich zu anderen Wimperntuschen die Intense Volumizing Mascara. Sie hält den ganzen Tag – und lässt sich leicht entfernen.



Das junge Berliner Label Und Gretel glänzt mit farbintensiven Produkten und ist ein Geheimtipp unter professionellen Visagisten. Die dekorativen Hermann-Hesse-Bände habe ich in einem kleinen Antiquariat in Berlin gekauft, meiner neuen Heimat.

FOTOS: MARIE NASEMANN (@MARIEHOCHHAUS 2)



BY APPOINTMENT TO
THE ROYAL DANISH COURT
OLE LYNNGAARD
COPENHAGEN
SINCE 1963
WWW.OLELYNGGAARD.COM

„ABERGLÄUBISCH BIN ICH NUR AUF SEE“



Was essen Sie zum Frühstück?
Obstsalat mit Naturjoghurt und Müsli. Am Wochenende gibt's ein ausgedehntes Frühstück mit gekochtem Ei, Käse, Wurst.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?
In Geschäften, bewusst nicht online. Ich bin aber nicht so der Dressman, der sich ständig Sachen kauft.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?
Nee, ich bin kein Shopping-Typ. Es kann eher sein, dass ich ein bisschen einsilbig und schlechter gelaunt werde, wenn ich mich durch Massen von Menschen schieben muss. Meine Frau kennt das. Das ist für mich eher Pflichtveranstaltung als Genuss.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?
Ein Halstuch, das gleichzeitig ein Talisman meiner älteren Schwester ist. Sie hat es mir vor vier Jahren geschenkt, und ich habe es auf Reisen immer dabei.

Was war Ihre größte Modesünde?
In jungen Jahren habe ich Hosen mit Kellerfalten getragen, das war eine Abart der Schlaghosen, die es in den sechziger, siebziger Jahren gab.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?
Nur wenn ich Sport mache.

Haben Sie Stil-Vorbilder?
Nein.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?
Ich habe Kleidungsstücke für polare Regionen aus Fell genäht: Handschuhe, Mützen, Strümpfe. Aus Fell war das damals nicht zu bekommen. Ich hatte das bei den Inuit in Kanada gelernt.

Besitzen Sie ein komplettes Service?
Ja, meine Frau hat eins.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?
Bei uns zu Hause bin meistens ich derjenige, der kocht. Ich will nicht sagen, dass ich ein ausgesprochen guter Koch bin, aber ich habe Spaß daran, mit frischen Zutaten zu experimentieren. Für mich ist wichtig, jahreszeitlich die frischen Sachen aus der Region zu kaufen. Wenn es um Nahrungsmittel geht, gehe ich auch gerne einkaufen.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?
Den „Spiegel“. Und querbeet verschiedene Zeitungen.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?
„Spiegel online“ und Blogs über Expeditionen, Segeln, Kulturelles.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?
Das ist noch nicht lange her. Ich schreibe oft Leuten, denen es gerade nicht so gut geht, ein paar persönliche Zeilen.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?
Es ist schwer, da eins herauszugreifen. Bücher haben mich seit der Kindheit begleitet, ich bin immer ein Bücher-Wurm gewesen. „Die Entdeckung der Langsamkeit“ von

Sten Nadolny hat mich fasziniert, weil ich auch in der Polar-Geschichte großgeworden bin.

Ihre Lieblingsvornamen?
Habe ich nicht.

Ihr Lieblingsfilm?
Ich schaue gerne gut gemachte Dokumentationen an, „Planet Erde“ von David Attenborough zum Beispiel.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?
Mit. Weil ich das Auto einfach brauche. Wir wohnen in einer Kleinstadt, da ist die Verkehrsanbindung nicht so optimal, wie man sich das wünschte. Aber wenn es geht, lasse ich das Auto stehen. Ich bin kein Auto-Freak, der sich begeistert hinter Lenkrad klemmt. Das Auto ist für mich eine Notwendigkeit, keine Leidenschaft.

Tragen Sie eine Uhr?
Ja, eine Sinn, aus einer Manufaktur in Frankfurt.

Tragen Sie Schmuck?
Nein.

Haben Sie einen Lieblingsduft?
Ich mag den Geruch von Holzteer auf alten Segelschiffen, wenn man das Tauwerk imprägniert.

Was ist Ihr größtes Talent?
Ich kann die Erlebnisse, die ich sammle, ganz gut vermitteln an Menschen, die das interessiert. Ohne mit dem erhobenen Zeigefinger zu dozieren, sondern indem ich sie an dem, was ich erlebe, teilhaben lasse.

Was ist Ihre größte Schwäche?
Ungeduld.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?
Mit Freunden zusammensitzen, ein gutes Glas Wein trinken, nette Gespräche führen.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?
Aktuelles Tagesgeschehen in der Politik. Da kann man schnell eine thematische Brücke schlagen.

Sind Sie abergläubisch?
Seeleute sind immer ein bisschen abergläubisch. Es gibt bestimmte Dinge, die würde ich nicht tun. Zum Beispiel wird auf dem Segelschiff nicht gepfiffen. Wenn da jemand fröhlich ein Lied flötet, wird das unterbunden, freundlich, aber bestimmt. Auf See bin ich schon ein bisschen abergläubisch, zu Hause an Land nicht.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?
In den kanadischen Rocky Mountains. Ich mag Kanada sehr. Wenn ich dort bin, ist das total entspannt, weil es nur um das Naturerlebnis geht. Skilaufen, abends in der Blockhütte am Kamin sitzen, das ist wunderschön.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?
Auf einem kleinen Segelschiff in der dänischen Südsee. Da werde ich nur mit meiner Frau unterwegs sein.

Was trinken Sie zum Abendessen?
Tee. Sonst auch gerne einen Schluck Wein.

Aufgezeichnet von Bernd Steinle.

Gewinner des TIPA-Awards

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 28 internationaler Fotografie-Magazine



IHR FOTO IM
GALERIE-RAHMEN
ab 59,90 €

Alle Preise inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten. Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten.
AVENSO GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin, Deutschland

Stephanie Kloss, bei LUMAS.DE

Bringen Sie Ihre Erinnerungen an die Wand. In Galerie-Qualität von WhiteWall.

Ihre Fotografie unter Acryl, gerahmt, als Großabzug. Made in Germany, vom gox Testsieger. Hochladen und Wunschformat festlegen - sogar von Ihrem Smartphone.

WhiteWall.de
Stores in Berlin / Düsseldorf / Hamburg / Köln / München

WHITE WALL



CÉLINE

WWW.CELINE.COM